Res.
Oecon.
2176
s C3

16214
Rest
Res.
BIBLIOTHECA
TILIANA
Res Oecon. 2176 s-3

Auserlesene Gespräche

im

Wirthshause zu Klugheim gehalten

über Gegenstände

aus der Naturlehre, Naturgeschichte und Oekonomie,

zur

bessern Belehrung und Vertilgung des so mancherley Naturaberglaubens und Verbreitung besserer Einsichten in die natürlichen Dinge.

Ein Unterhaltungsbüchelchen

für den Bürger und Landmann

auch für

Bürger- und Landschulen.

Von

Johann Matthäus Bechstein.

Drittes Bändchen.

Mit Holzschnitten.

Nürnberg,
in der Kaiserl. privil. Kunst- und Buchhandlung
Adam Gottlieb Schneiders. 1804.

07/03/141

Neue Gespräche

im

Wirthshause zu Klugheim gehalten

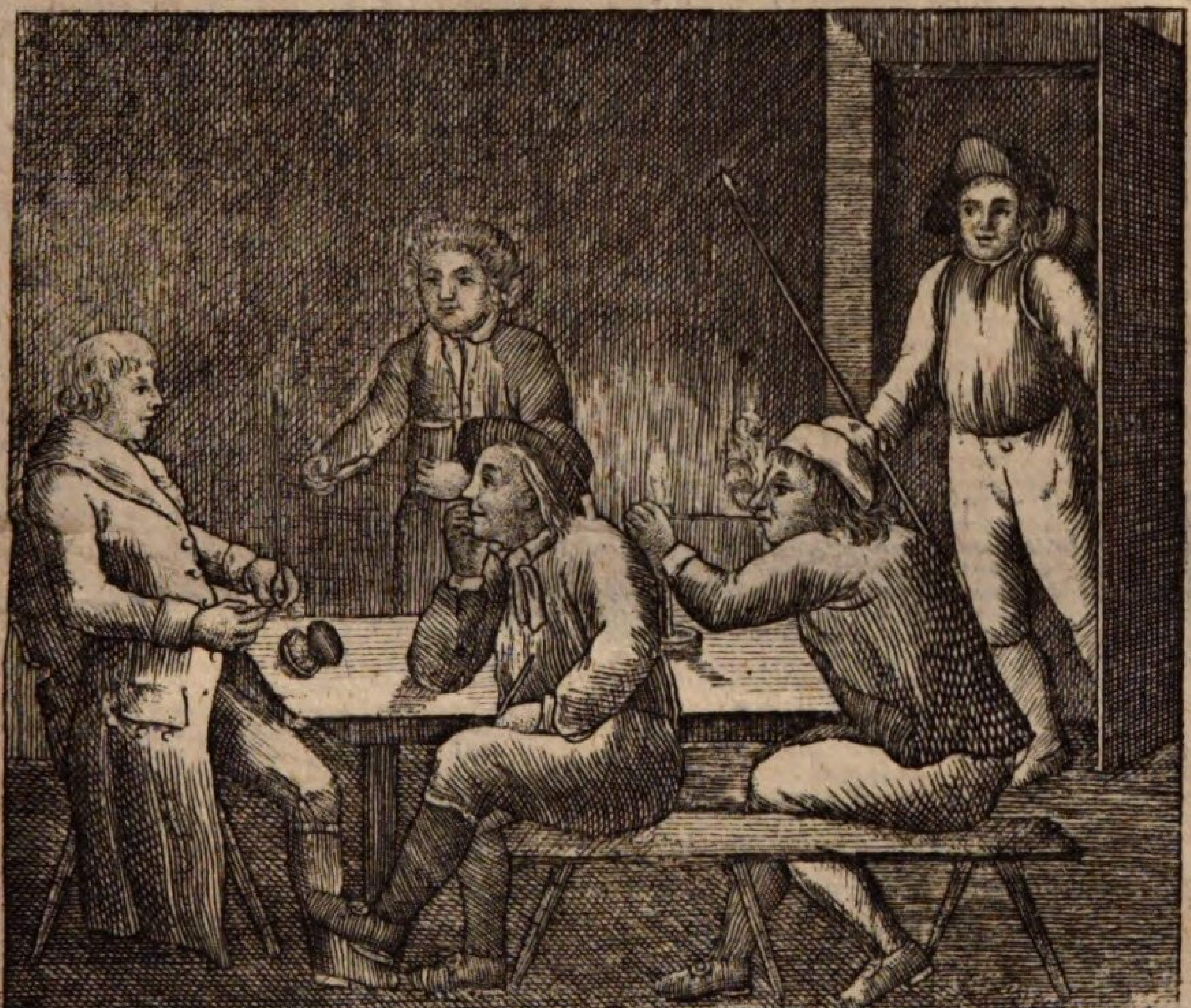
über Gegenstände

aus

der Natur und Oekonomie,

von

Joh. Matth. Bechstein.



Erstes Bändchen.

Mit Holzschnitten.

Nürnberg,

in der Kaiserl. privil. Kunst- und Buchhandlung

Adam Gottlieb Schneiders. 1804.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Neue Gespräche

im

Wirthshause zu Klugheim gehalten

über Gegenstände

aus der

Natur und Oekonomie

zur Vertilgung

des so mancherley Naturaberglaubens und Verbreitung besserer Einsichten in die natürlichen Dinge.

Ein Unterhaltungsbüchelchen

für den Bürger und Landmann

auch für

Bürger- und Landschulen.

Erstes und zweytes Quartal.

Mit Holzschnitten.

Waltershausen, in der öffentl. Lehranstalt der Forst- und Jagdkunde, und

Schnepfenthal

bey Johann Friedrich Müller.

1796.

Neue Gespräche

im

Wirthshause zu Klugheim gehalten

über Gegenstände

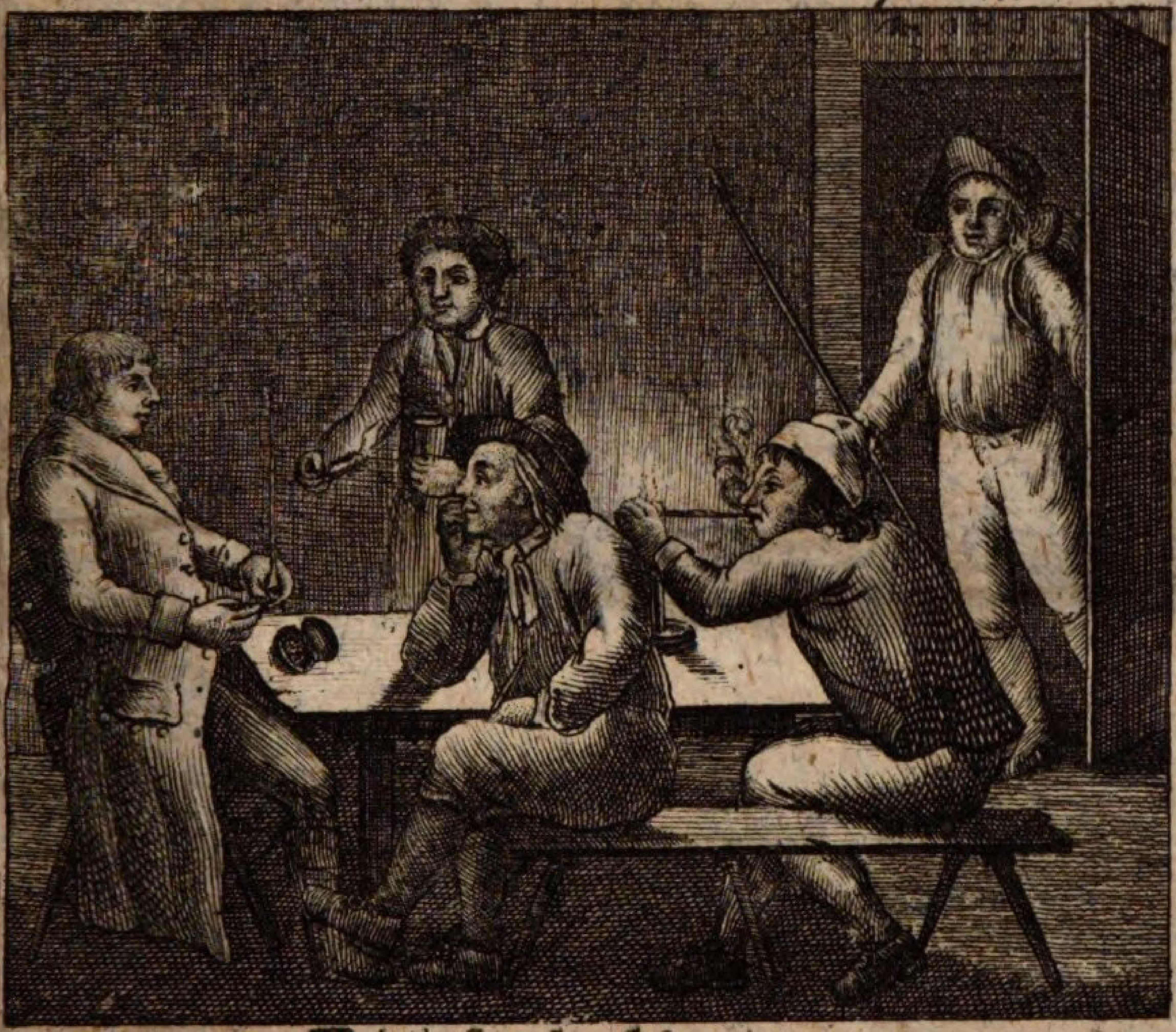
aus

der Natur und Oekonomie,

von

J. M. Bechstein.

Erstes Bändchen.



Mit Holzschnitten.

Waltershausen, in der öffentl. Lehranstalt der
Forst- und Jagdkunde, und
Schnepfenthal,
bey Johann Friederich Müller.
1796.

BIBLIOTHECA
TILIANA

Der

ehrbaren Gemeinde

zu Langenhayn

im Herzogthum Gotha

aus alter Verwandt- und Bekanntschaft

zugeignet

vom Verfasser.

Vorrede.

Gelibbte Leser!

Ich habe diese Gespräche in der Absicht abgefaßt, 1) daß Ihr auf Gottes schöne Werke, mit denen Ihr umgeben seyd, aufmerksamer werden möget, als Ihr es vielleicht bisher gewesen seyd, 2) daß Ihr mit den neuern ökonomischen Kenntnissen, die an vielen Orten schon mit dem besten Erfolg angewandt worden sind, bekannter werden, und 3) über so manchen Aberglauben, wovon sich die wunderbarsten Erscheinungen ganz natürlich erklären lassen, Licht bekommen möget, daß Ihr Euch also z. B. weder vor dem Teufel, noch vor Gespenstern, Hexen und Hexenmeistern mehr zu fürchten braucht. Ich habe schon zwey Bändchen solcher Gespräche in der

Weigel- und Schneiderschen Kunst- und Buchhandlung zu Nürnberg herausgegeben; von jenen weiß ich, daß sie viel Nutzen unter dem Bürger und Landmann, und besonders in den Bürger- und Landschulen gestiftet haben; vielleicht verfehlen auch diese ihres Zweckes nicht.

Wie sehr wollte ich mich freuen, wenn ich hörte, daß viele unter Euch durch Lesung dieser Gespräche klüger, zufriedener und dadurch glücklicher geworden wären!

Waltershausen, den 1sten Mai 1796.

J. M. Bechstein.

Erstes Gespräch.

Ueber einige Witterungsregeln des Landmanns.

(Im Jänner.)

Caspar ein alter Landmann aus Regendorf, der Bote, der Wirth und der Hr. Schulmeister.

C. Was werden wir doch dieß Jahr für Witterung bekommen? Voriges Jahr *) sind wir im Winter und Sommer bald erfroren.

W. Aber gesegnet ist doch das Jahr genug gewesen?

C. Wie mans nun halt **) nimmt! Getraide und Geköchsel hat es halt genung gegeben, aber Obst fast gar nicht.

B. Da bin ich doch anderer Meinung, ich weiß auch Gegenden, wo die Leute Obst in Menge erhalten haben.

Schulm. Ich auch! Man darf auch nicht alle Jahre vom lieben Gott die Wohlthaten im Ueberfluß verlangen.

Er

*) 1795.

**) Caspar hat sich das Wort halt! so angewöhnt, daß er es bey jeder Gelegenheit vorbringt. Es giebt viele 100 Menschen, die sich dergleichen Wörter, ja oft ganze Redensarten angewöhnt haben und dadurch zum Gespötte werden. Eltern müssen daher ihre Kinder, der Mann die Frau und umgekehrt, und ein Freund dem andern darauf aufmerksam machen, und es ihnen abzugewöhnen suchen.

Er hat nirgends versprochen, daß seine Schöpfung alle Jahre ihre Gaben in der größten Menge austheilen soll. Die Natur der Bäume bringt es mit sich, daß sie nicht alle Jahre so viel Obst tragen wie vor zwey Jahren, und überdieß, wenn wir gar nichts bekommen, so sind wir gewöhnlich selbst daran Schuld. Wenn wir nur erst gelernt hätten oder vielmehr lernen wollten, den schädlichen Insecten, welche die Blüten vernichten, Gränzen zu setzen, so würden wir wohl auch Obst erhalten haben. Allein daran denkt niemand. Alles wird dem lieben Gott Schuld gegeben.

C. Von wem kömmt dann der Raupenfraß anders, als vom lieben Gott?

Schulm. Das hat seine Richtigkeit, daß der liebe Gott der Schöpfer der Raupen so gut ist, als der Schöpfer der Aepfel, Birnen, Kirschen und Pflaumen. Allein ist er denn nicht auch der Schöpfer unsers Verstandes? Dadurch, daß zuweilen Witterung eintreten muß, die das häufige Aufkommen der Raupenbrut befördert, will er uns zum Nachdenken gewöhnen, wie wir diesem Uebel vorbeugen sollen. Und wenn wir das nicht thun, so ist es doch nicht des lieben Gottes Schuld, wenn wir uns die Raupen lassen Früchte, Blüten und Blätter von den Obstbäumen abfressen, sondern unsere, daß wir dieß nicht zu verhüten suchen.

B. So ist es wirklich, Nachbar Caspar! In den Dörfern, wo die Kinder in den Schulen auf die Schmetterlinge aufmerksam gemacht werden, deren Raupen die

Obst=

Obstbäume an fallen, u. wo sie dieselben zu vertilgen gelernt haben, da hört man nicht über Raupenfraß klagen, auch gab es da vorigen Sommer Obst, freylich nicht so viel, als vor zwey Jahren, weil die Bäume zu sehr erschöpft waren; wo man aber nur über den lieben Gott klagt, die Raupen, die die Bäume abfressen als eine Egyptische Plage betrachtet, und nicht daran denkt, ihrer allzu großen Vermehrung zu steuern, da hat es freylich vorigen Sommer nicht nur kein Obst gegeben, sondern die Bäume standen auch da ohne Blätter, wie ausgekehrte Besen.

C. Das kann halt alles seyn; darüber wollen wir auch nicht disputiren, denn ich verstehe so etwas nicht. Allein das ist doch gewiß, es kömmt bey allen Sachen auf die Witterung an.

W. Da hat er Recht? allein der Mensch muß mit seinem Verstande alle Witterung benutzen können.

C. Das wäre viel gesagt, Hr. Wirth! der liebe Gott läßt sich halt nicht ins Handwerk pfuschen.

B. Und es pfuscht ihnen nicht leicht jemand mehr darein, als Leute, die so denken, wie er denkt?

C. Wie so?

B. Da wollt ihr einmal das Wetter so, zum andermal so haben. Im Winter solls nicht zu kalt seyn, und im Sommer nicht zu heiß, heute solls schneyen, morgen regnen, früh die Sonne scheinen und nachmittags trübes Wetter seyn.

C. Das nehme er mir nicht übel, Hr. Bote, das thun nur unverständige Leute. Der liebe Gott bestimmt ja

halt

halt alle Jahre in den 12 Nächten, die nun eintreten, was das ganze Jahr hindurch für Wetter werden soll; wer wird denn da so unverständig seyn, und ihm vorschreiben wollen?

Schulm. Wie ist denn das zu verstehen?

C. Sie sind ein Hr. Schulmeister und wissen das nicht? Werden denn in den zwölf Nächten die Calender halt nicht gemacht? und zeigt der liebe Gott nicht am Himmel, durch gewisse Zeichen den Hrn. Sternguckern, die die Calender machen, was es das ganze Jahr für Wetter werden soll?

Schulm. Da ist er ganz irrig, Nachbar Caspar. Die Calender d. h. die Tage, Wochen, Feste, der Stand der Sonne, des Mondes und der Gestirne, die Sonnen- und Mondfinsternisse, welche eigentlich den Calender ausmachen, werden in der Stube am Pulte gemacht; und die Witterungsangaben — das sind nur noch eine Zugabe für diejenigen Leute, die die Calender nicht kaufen würden, wenn das Wetter nicht darin stünde. Allein wenn ich ihm die Wahrheit sagen soll, so haben die Herrn Calendermacher nur eine Regel zu beobachten, daß sie nämlich im Julius nicht schneyen lassen, sonst setzen sie das Wetter nach Belieben hin, wie es ohngefähr in jedem Monate seyn möchte; denn es wird noch gar lange Zeit hingehen, ehe man die Gesetze der Natur wird kennen lernen, nach welchen das Wetter sich in jedem Jahre, Monate rc. ändert, ob ich gleich nicht leugnen will, daß man es nicht gewiß einmal dahin bringen sollte; da die Leute von

Tag

Tag zu Tag klüger werden, und anfangen, über alle solche Dinge nachzudenken. Aber mit dem jetzigen Calenderwetter sieht es noch windig aus. Ich weiß Beyspiele, daß sich Kinder damit einen Zeitvertreib gemacht haben, und ihrem Vater, der Calender machte, das Wetter mit einem Dorl, der viel Ecken hatte, auf welchen die Anfangsbuchstaben des verschiedenen Wetters standen, zusammengedorlten, und die Leute guckten demohngeachtet das ganze Jahr hindurch, wenn sie etwas unternehmen wollten, mitgroßen Augen nach dem Calender, was er für Wetter enthielte.

C. Da wollen Sie mir nur eine Nase drehen?

Schul. Ganz und gar nicht.

B. Wie sah es denn voriges Jahr mit dem Calender aus? stand der kalte Winter darin? und traf denn das Wetter im Sommer zu?

C. Das wohl nicht. Aber vielleicht war auch halt der Calender für eine andere Gegend gemacht und nicht für unsere; in andern Gegenden ist es gewiß zugetroffen.

B. Wenn er des Glaubens ist, so fährt freylich der Calendermacher mit ihm sehr gut. Sein Glaube ist größer als ein Senfkorn, Caspar! Was hilft ihm denn aber da der Calender, wenn er für andere Gegenden gemacht ist?

C. Ja es trifft doch manchmal etwas zu, und das war überhaupt halt so ein curioses Jahr, daß man sich

nicht wundern muß, wenn auch der Calender nicht richtig gieng.

Schulm. Das wohl nicht! Er hat nur einen gar zu curiosen Glauben, Nachbar Caspar!

C. Ey bey dem Glauben hab ich mich immer wohl befunden, und so will ich denn auch darauf leben und sterben, Herr Schulmeister.

Schulm. Sogar wohl doch nicht; denn sonst hätte er ja vorhin nicht über die Witterung geklagt.

C. Ich glaube, die Herren haben sich halt verbunden, Einem alles abzudisputiren. Sie glauben ja wohl auch nicht an die Abendröthe, an die Morgenröthe, daß die Sonne Wasser zieht, an den Siebenschläfer und an alle die Witterungsregeln, die so lange als die Welt steht, für richtig sind befunden worden?

Schulm. Hier in unserm Dorfe glauben wir daran und auch nicht; je nachdem man es nimmt. Wenn er genau Achtung geben wollte auf solche Dinge, so würde er finden, daß diese Vorboten des schlechten oder guten Wetters auch nicht untrüglich sind.

C. Das ist aber doch halt von jeher wahr gewesen: Wenn es halt Abendröthe ist, so ist des andern Tages schönes Wetter, wenn wir aber halt Morgenröthe haben, so regnet es am Tage.

Schulm. Wie gesagt, wahr und auch nicht wahr! Weiß er denn, welches die Ursachen sind, worauf sich diese Witterungsregel gründet, Caspar!

W.

W. Daß sie nicht allemal zutrifft, das weiß ich wohl, aber die Gründe davon weiß ich auch nicht!

C. Ich halt auch nicht!

B. Ich so ziemlich, aber sagen Sie sie nur, Herr Schulmeister?

Schulm. Sieht er, Hr. Gevatter und Nachbar Caspar. Wenn er Röthe am Himmel gewahr wird, es sey nun Morgens oder Abends, so ist dieß ein Zeichen, daß die Luft entweder mit dicken Dünsten oder mit Thauwolken angefüllt ist, deren Wasser entweder als Regen oder Thau herab fallen kann. Zeigt sich diese Röthe des Abends, so treibt die kalte oder kühle Nacht die wässerigen Dünste zusammen, sie werden schwerer, und fallen in Gestalt des Thaus oder Reifes herab. Man kann daher auf den folgenden Tag klares helles Wetter erwarten, denn die Luft ist von feuchten Dünsten gereinigt, und es ist also keine Materie mehr zum Regen, Schnee oder zu einem Ungewitter da. Daraus läßt sich auch erklären, warum man sagt: Wir haben heute schön Wetter; denn es ist ein Thau gefallen.

C. Seht doch! das klingt ja halt recht gelehrt!

Schulm. Wenn wir aber im Gegentheil Morgenröthe haben, so breitet die aufgegangene Sonne durch ihre Wärme die Dünste, welche in der Luft sind, sehr weit aus, daß sie also einen größern Raum einnehmen. Dieß kann aber nicht geschehen ohne die Luft fortzutreiben und also das Gleichgewicht der Luft aufzuheben, wir bekommen daher einen windigen Tag, oder die Dünste wer-

werden auch in Regentropfen aufgelößt und wir erhalten Regen. Daher kommt es denn, daß wir nach der Morgenröthe Wind oder Regenwetter erhalten. Allein dieß trifft nicht allemal so genau zu, besonders in gebirgigen Gegenden, wie die unsrigen sind. Denn die Winde können oft in etlichen Minuten alle Regenwolken vertreiben, und also heiter Wetter geben, wenn es Morgenröthe gewesen ist, oder auch Regenwolken herbeyführen, wenn wir Abendröthe gehabt haben.

C. Was doch die Hrn. Gelehrten halt für curioses Zeuch im Kopfe haben?

Zweytes Gespräch.

Fortsetzung von den Witterungsregeln des Landmanns.

(Im Jänner.)

Caspar, Bote, Wirth und der Hr. Schulmeister.

Caspar. Was halten Sie denn aber davon, Herr Schulmeister, wenn die Leute halt sagen, die Sonne zieht Wasser, es wird bald regnen, — ists denn damit etwa auch nicht so recht richtig?

Wirth. Es könnte wohl seyn, Caspar! Hahaha!

Schulm. Im Ernst so ganz richtig ist es nicht! Denn daß die Sonne Wasser ziehe, ist grundfalsch —

C.

C. Das konnte ich ja wohl denken! Ich glaube, wenn ich halt gesagt hätte, sie zöge Eisen oder Stahl hinauf, das glaubten die Herrn Gelehrte eher; aber was unser einer fast alle Tage sieht, das muß ja nicht wahr seyn.

Sch. Und da mag er sich sträuben, wie er will, Nachbar Caspar, so ists doch nicht wahr, daß die Sonne Wasser zieht; daß es aber nach dieser Erscheinung wahrscheinlich bald regnet, das will ich nicht läugnen.

C. Tod möchte man sich halt lachen, über die Hrn. Gelehrten, daß die Sonne Wasser zieht, giebt der Herr nicht zu, aber daß es nach dieser Erscheinung regnet, das hat seine Richtigkeit. Nehmen Sie mirs nicht übel, Herr Schulmeister, das kömmt mir grade so vor, als wenn sie sagen wollten: Mich hungert nicht, aber von ein Mäschen Waizenmehl wollte ich die Klöße im Augenblick essen *).

B. Er scheint ja ein rechter Spasvogel zu seyn, Caspar, wer hätte das im Anfang in ihm gedacht, er that ja, als wenn er nicht drey zählen könnte.

C. Ja, Herr Bote, unser Einer hat halt das Fett inwendig, wie die Ziegen.

B. Wenn er den Verstand auch mit zum Fett rechnet, so wird er auch (geb er Achtung!) leicht einsehen, warum die Sonne kein Wasser zieht und es doch regnen kann.

C. Nun so lassen Sie doch einmal hören, Herr Schulmeister. Unterdessen hol er mir halt noch ein Glas Bier, Herr Wirth. W.

*) Ein gemeiner Vergleich in Thüringen.

W. Christian! (Er ruft der Magd) hol einmal ein Glas Bier! (zu Caspar) Ich muß das auch hören, Nachbar Caspar!

Schulm. Sieht er, Caspar, die Streifen, welche man zuweilen Stunden und Meilen weit vor sich vom Himmel herab bis auf die Erde reichen sieht, und welche oben schmal und unten breit sind, diese Streifen entstehen alsdann, wenn die Sonne, die hinter den Wolken steht, durch dieselben eine kleine Oeffnung bekommt, durch welche sie einige Strahlen auf die Erde fallen lassen kann. Wegen der schwarzen Wolken, aus welchen sie schießen, werden sie so sehr sichtbar, und sie machen auch die wässerigen Dünste, die in der Luft sind, desto sichtbarer. Wenn er einen Ofen hat, der raucht, und die Sonnenstrahlen fallen durch die runden Fensterscheiben in seine mit Rauch angefüllte Stube, so erscheint der Rauch in eben der Gestalt, wie die Dünste, wenn man sagt, die Sonne ziehe Wasser.

C. Da haben Sie recht, das hab ich halt mehr als einmal in meiner Stube gesehen; denn ich habe gar einen verwünschten Ofen, der immer raucht, und wenn ich halt gleich das Lehmgildchen nicht aus der Stube bringe.

Schulm. Sieht er, da nun bey der Erscheinung, wo die Sonnenstrahlen durch einen Wolkenritz und durch wässerige Dünste fahren, wie er hört, Wolken und Dünste in der Luft seyn müssen, so ist es auch sehr wahrscheinlich, daß es regne.

B. Wenn

B. Wenn nämlich die Dünste nicht von Winden zerstreut werden, wie es auch oft geschieht.

Schulm. Das wollt ich eben noch sagen.

C. Ich muß es ja halt glauben, denn hinauf klettern in die Wolken, kann ich nicht; sonst müßte ich die Leiter haben, die Jacob im Traume sahe.

W. Aber was halten Sie denn von der alten Regel, daß wenn es an Medardi, oder Johannistag oder an Mariä Heimsuchung regnet, so soll es allzeit 40 Tage hintereinander regnen.

Schulm. Ja, wenn nur die Erfahrung nicht so sehr widerspräche, so wäre es ja wohl so eine Regel. Es kann nämlich seyn, daß um diese Zeit, die vom Winter zurückgebliebene Nässe und Feuchtigkeiten durch die immer größere Wärme nach und nach aufgelößt werden, oder daß es auch nach einer langen anhaltenden Dürre, um diese Zeit wieder lange regnet. Allein wenn man den Tag bestimmt, und behauptet, daß es alsdann 40 Tage hintereinander regnen müsse, so ist dieß ungegründet.

B. Wenn es gerade diese bestimmten Tage und hernach eine lange Zeit regnet, so merken sich dieß die Leute, und schreiben die Ursache dem Tage zu; wenn es aber nicht regnet, und hierauf doch schlechtes Wetter folgt, so thun sie, als wenn sie nichts von den Tagen wüßten, oder helfen sich damit, daß sie sagen, ja es könnte wohl in einer andern Gegend geregnet haben, deßwegen trögen diese Tage doch nicht.

C. Aber das ist doch richtig, daß wenn es halt auf den Siebenschläfer regnet, daß es hernach sieben Wochen regnet.

Schulm. Eben so richtig, als die Fabel, daß bey der Christenverfolgung die Siebenschläfer 3 Jahre lang in einer Höhle ohne aufzuwachen geschlafen hätten. Nein, lieber Caspar, auf den Tag kömmt es nicht an. Vorigen Sommer regnete es länger als sieben Wochen fast alle Tage, aber es hatte auch schon lange geregnet, ehe der Siebenschläfer kam.

W. Was hält er denn aber von der Regel:
Trockner März, nasser April, kühler Mai,
Füllt Scheuern, Keller, bringt viel Heu.

Schulm. Das ist noch die beste Witterungsregel der Alten, die ich kenne. Sind die genannten Monate wirklich so, wie die gereimte Regel sagt, so haben wir sehr wahrscheinlich ein fruchtbares Jahr zu erwarten. Ist nämlich der März trocken, so beißt der scharfe Märzenschnee die Saat nicht weg, und Nässe und Frost kann auch die Saat nicht Wurzel bloß ziehen, und der Wind sie nicht wegwehen, auch kann man vortrefflich pflügen und die Sommerfrucht gut unter die Erde bringen. Durch die Näße des Aprils kann sich die Wintersaat erholen und die Sommersaat keimen und wachsen. Bey einem kühlenden Mai überwächst sich das Getraide nicht, es giebt alsdann mehr Körner als Stroh, da es sonst umgekehrt der Fall ist. Es giebt auch Heu. Bey großer Nässe wächst kein gutes Gras.

Es

Es fängt dann erst an zu wachsen, wenn sich der Boden von den Winterfrösten gesetzt hat, dabey aber locker und feucht ist. Wenn der April trocken ist, so trocknen die starken Frühlingswinde den Boden zu sehr aus. Ist der Mai zu warm, so duftet oder dünstet die Kraft der Pflanzen weg und giebt kein kräftiges Gras. Auch die Keller werden, wenn die Monate so beschaffen sind, gewöhnlich gefüllt. Der Weinstock treibt im April Augen und schlägt im Mai wirklich aus. Wie bekannt, so hat er aber einen sehr starken Trieb, wie man ja an den großen jährigen Ranken nur gar zu deutlich sieht. Er bedarf also viele Nahrung, und ein trockner März, feuchter April und kühler Mai tragen dazu vieles bey.

C. Wenn aber der August und September nichts taugen, so ists halt mit dem Wein Heydih!

Schulm. Da sieht er ja selbst, daß demohngeachtet auch die besten Witterungsregeln trügen.

Drittes Gespräch.

Vom Spul- oder Darmwurm *) vom Kinderwurm, (Spring- After- Mast- oder Madenwurm.**)

(Im Februar.)

Eine Frau aus M., der Hr. Schulmeister und der Wirth.

Der Wirth (der den Hrn. Schulmeister vor der Stubenthür antrifft:) Gehen Sie nur hinein. Hr. Gevatter, Sie werden etwas zu bekehren bekommen. Es ist eine

*) Ascaris lumbricoides. Lin.
**) Ascaris vermicularis. Lin.

Frau drin, welche nach N. zum Schäfer will, sie glaubt ihr Kind sey behext.

Schulm. Guten Tag! Nun wo kömmt denn die junge Frau her?

Fr. Ich komme von M. und will nach N., Ihro Hochehrwürden!

Schulm. Ich bin keine Hochehrwürden, ich bin der Schulmeister aus dem Orte.

Fr. Nun so nehmen Sie's nicht übel, Hr. Schulmeister!

Schulm. Sie hat ein krankes Kind im Mantel?

Fr. Ach ja wohl, Hr. Schulmeister! Ein gar armes Würmchen! Was nicht böse Leute einem für Herzeleid anthun können!

Schulm. Wie denn so?

Fr. Sehn Sie nur das arme Jüngelchen an, wie blaß es aussieht, wie ihm das Bäuchelchen aufgetrieben ist, was es für ein böses Näschen hat — es krümmt sich manchmal wie ein Würmchen vor Leibschmerzen, ißt so viel als ein Mann, wenn er gedroschen hat, hat das Mäulchen voll Wasser, wenn es nichts zu essen hat, will sich immer brechen, ohne daß es doch geht, und alle Augenblicke drängt es das Kind einmal zum Stülchen. Man sollte nicht glauben, daß das arme Kind alles ausstehen könnte, und die garstige Frau geht alle Tage vor meinem Hause herum und lacht sich ins Fäustchen hinein, daß sie endlich einmal an mich gekommen ist. Allein ich denk sie soll auch noch ihren Lohn kriegen. (Weint, daß ihr

ihr der Bock stößt *). Der Schwarze **) braucht nur seine Leute eine Zeitlang, bringt ihnen und pflegt sie; allein die Zeit vergeht bald, alsdann kommen sie auch hin, wo sie hin gehören.

Dann wird das Lachen werden theuer,

Wenn alles soll vergehn im Feuer,

steht in unserm Gesangbuche, und dann denk ich soll mein Wilhelmchen noch gerächt werden. Was die Frau nur für eine Bosheit gegen mich haben muß; denn ich habe das Jüngelchen mit Beruf- und Wiederberufskraut gewaschen, allein es hilft alles nichts. Dadurch lassen sich doch manchmal die bösen Menschen abhalten. Allein hier schlägt nichts an, sie muß dem Schwarzen recht auf ihrer Seite haben. Und wir haben doch der garstigen Frau nichts gethan, als daß sie mein Mann hat verklagen müssen, weil sie uns zu weit herein in unsere Wiese gegraset hatte. Wenn sie Gras braucht, kann sie sich ja von ihrem Tausendkünstler welches schaffen lassen; warum nimmt sie es denn andern Leuten!

Schulm. Meine liebe Frau! Sag Sie mir nur erst, woher sie denn glaubt, daß ihr Kind behext sey?

Fr. Das lehrt ja der Augenschein, und alle Weiber im Dorfe sagen es ja.

Schulm. Das ist kein Beweiß, daß es alle Weiber sagen, jene Weiber können eben so abergläubisch seyn,

 als

*) d. h. Weint so laut, daß sie schluchzet.
**) So nennt man den Teufel.

als sie ist. Wenn ihr Wilhelmchen ein Bein zerbrochen hätte, wäre denn die Hexe auch daran schuld gewesen?

Fr. Wie es halt gekommen wäre.

Schulm. Wenn sie es aber hätte fallen lassen?

Fr. Hätte sie mir es denn nicht aus der Hand schmeissen können? Solche Leute brauchen ja nicht bey einem zu stehen.

Schulm. Wenn sie freylich einen solchen Glauben hat, so werde ich weder sie noch ihr Kind curiren können. Hätte sie denn aber auch bey einem Beinbruch das Kind mit Berufskrautwasser gewaschen?

Fr. Allerdings.

Schulm. Wenn es aber nichts geholfen hätte, wo wäre sie dann hingegangen?

Fr. Zum Hrn. Bader nach S.

Schulm. Warum denn nicht zum Hrn. Schäfer nach N.

Fr. Weil der so etwas nicht versteht.

Schulm. Da denk ich nun, wenn er nicht einmal versteht, einen Beinbruch zu curiren, den man doch sieht, so wird er auch noch weniger verstehen etwas zu heilen, was im Leibe steckt, und was er nicht sieht. Dazu gehört mehr als die Schafe hüten zu können. Wenn ihr Mann den Sattel will ausbessern lassen, geht er denn auch zum Schäfer nach N.

Fr. Bewahre Gott! Sie spasen, Hr. Schulmeister, zum Sattler nach W. geht er.

Schulm. Und wo müßte sie denn nun eigentlich hingehen, wenn sie ihr Kind will heilen lassen?

Fr.

Fr. Ach ich weiß schon, wo sie hinaus wollen. Zum Doctor nach W. Nicht wahr?

Schulm. Ganz recht. Da gehe sie hin, und wenn der sagt, das Kind sey behext, dann kann sie es glauben.

Fr. Das wird er nicht sagen.

Schulm. Und warum denn?

Fr. Was weiß ich das.

Schulm. Weil er ein vernünftiger Mann ist. Kurz und gut, ich will ihr sagen, was ihrem Kind fehlt, ohngeachtet ich eben kein Doctor bin, aber es giebt Krankheiten, die auch ein Mensch, der kein Arzt ist, den Kranken gleich ansehen kann. Ihr Kind hat Würmer, und wenn es nicht wahr ist, so will ich die Kurkosten bezahlen. Denn nicht wahr, zum Doctor geht sie nicht gern, weil sie glaubt, es koste zu viel, und der Schäfer ist wohlfeiler.

Fr. Das hat seine Richtigkeit.

Schulm. Der Schäfer kann auch wohlfeiler curiren, er braucht gewöhnlich nichts, als sein Hokus Pokus zu machen oder ein Paar Kräuter, die er im Felde findet, dagegen dem Doctor seine Arzneyen auch Geld kosten. Ihr Kind hat eine erstaunende Menge großer und kleiner Würmer im Leibe. Und an denselben ist nicht die vorgebliche Frau Schuld, sondern, wenn sie es nicht übel nimmt, das Ueberfüttern der Kinder, Unreinlichkeit, unverdauliche Nahrungsmittel und verdorbene Säfte. Dadurch entstehen zwar die Würmer nicht, allein sie vermehren sich doch desto stärker, wenn die Eingeweide durch obige

Dinge geschwächt sind. Geh sie also beym Doctor, und laß dem Kind die Würmer wegschaffen, dann wird es gewiß gesund werden, und bedenk sie zugleich, daß es keine Hexen mehr giebt, und daß sie der Frau, die ihr in die Wiese gegraset hat, sehr Unrecht thut, bedenk sie, daß sie sich an ihr versündigt. Thut sie nicht, was ich sage, so hat sie das arme Kind auf ihrem Gewissen, wenn es stirbt.

Fr. Ach behüte Gott, ich will es gleich thun.

Schulm. Nun das war recht. Rückwärts komm sie wieder und bringe mir Nachricht, was der Hr. Doctor in W. gesagt hat.

Fr. Das soll geschehen. (Geht ab.)

W. (Tritt herein). Nun was fehlte dem Kinde, Hr. Schulmeister?

Schulm. Es hatte Würmer?

W. Das dacht ich auch, traute mir es aber doch nicht zu sagen. Ich bin in solchen Dingen gar zu behutsam.

Schulm. Da hat er auch recht. Am besten ist, man geht vor die rechte Schmiede, bey den Arzt, der ist dazu bestellt und hat darauf gelernt.

W. Was sind es denn wohl aber für Würmer? doch keine Bandwümer?

Schulm. Meiner Meinung nach Spulwürmer und Kinderwürmer.

W. Aber wie in aller Welt kommen denn die Würmer in die Leiber der Kinder? Doch wohl durch unreines Getränke und andere Nahrungsmittel?

Schulm.

Schulm. Sonst hat man dieß wohl geglaubt, wenigstens, daß der Saame dadurch von außen durch Essen und Trinken in den Körper komme, allein die neuesten und genauern Untersuchungen haben gelehrt, daß diese Würmer nicht außerhalb des menschlichen Körpers angetroffen werden, sondern so gar sterben, wenn sie außer denselben kommen. Sie sind also dem Menschen angebohren, und haben in den Eingeweiden ihren angewiesenen Wohnplatz, wie die Läuse auf dem Kopfe. Man hat auch schon dergleichen Würmer, so gar Spulwürmer in denjenigen Kindern bemerket, die kaum etliche Tage alt waren und nichts als Muttermilch getrunken hatten. Manche Leute haben gar geglaubt, die Spulwürmer wären Regenwürmer, die in den Gedärmen säßen. Allein das sind sie auch nicht. In der Gestalt sind sie ihnen wohl ähnlich, aber sonst ganz verschieden. Solche Thiere muß man durchs Vergrößerungsglas betrachten, wenn man sie genau sehen will.

W. Ich habe immer gedacht: ein solches Vergrößerungsglas sollte eigentlich jeder Schulmeister haben.

Schulm. Das würde sehr gut seyn. Man könnte da den Kindern oft die Weisheit Gottes eher begreiflich machen, als aus einem biblischen Spruche. Daß der Wurm 5—12 Zoll lang, rundlich und blaßfleischfarben ist, weiß er; daß er auch härter, fast knorpelartig ist, weder Gürtel noch Borsten hat, wie der Regenwurm, weiß er auch. Das weiß er aber wohl nicht, daß er einen dreyeckigen Mund mit 3 Klappen hat, zwischen welchen sich der

Saug-

Saugrüssel befindet, der wie ein Zäpfchen aus-sieht. Diese 3 Klappen sind wie drey Kneipzangen, womit er sich an die zottige Haut der Gedärme einkneipt, und im Stande ist, sich durch die Gedärme und den Magen zu bohren, ja man sagt, daß er sich so gar schon mehrmalen durch den Bauch durchgebohrt hätte. Der ganze Körper ist mit zarten Ringen besetzt, die man noch deutlicher mit bloßen Augen sehen kann, wenn man dem Wurm die Eingeweide ausnimmt, da dann die Haut in einen Klumpen zusammenfährt und die Ringe zeigt. Mitten durch die Spulwürmer geht der Länge nach ein pomeranzengelber Canal oder der Nahrungsgang, und an den Seiten herum liegen mehrere Eingeweide, die wenn man sie auseinander legt, die Länge des Wurms 12 mal übertreffen und eine weiße Farbe haben. Es giebt unter den Spulwürmern Männchen und Weibchen, aber wohl hundert Männchen gegen ein Weibchen, und dieß auch sehr gut; denn ein Weibchen hat wohl 10000 Eyerchen bey sich, wenn es nun so viel weibliche als männliche Würmer gäbe, welch eine unzählige Menge Spulwürmer würde dieß werden. Wenn die Eyer reif sind, so zerplatzt die Mutter, und schüttet sie dadurch in die Gedärme. Ist dieß nicht seine ganz eigne Fortpflanzungsart?

W. O ja wohl, ja wohl!

Schulm. Der eigentliche Aufenthalt dieser Würmer sind die Gedärme, von wannen sie auch zuweilen in den Magen aufsteigen, daher sie auch wohl wegge-

bro-

brochen worden sind. Man hat bemerkt, daß es Jahre und Gegenden giebt, wo die Wurmkrankheit sich häufiger zeigt. So viel ist gewiß daß sie bey der ärmsten Classe von Menschen, wo die Kinder unreinlich gehalten werden und schlechte Nahrungsmittel erhalten, am häufigsten angetroffen werden. Die dicken Bäuche der kleinen Bettelkinder sind gewöhnlich wahre Spulwurmnester. Und wenn die Leute zu unverständig sind, und nicht darnach thun, so bekommen solche Kinder die Englische Krankheit oder die Auszehrung.

W. Womit curirt man aber diese Wurmkrankheit?

Schulm. Es giebt zwar allerhand Hausmittel; allein am besten ist es, man wendet die Paar Groschen dran, und frägt einen geschickten Arzt um Rath. Ein Bewahrungsmittel ist Reinlichkeit und kaltes Wasser, womit man den Kindern besonders den Unterleib fleißig wäscht und badet.

W. Was hat es denn aber für eine Beschaffenheit mit dem Kinderwurm?

Schulm. Dieß ist der kleine weiße dünne glatte Wurm, der so häufig mit den Exkrementen abgeht. Er sieht einer Käsemade ähnlich und springt auch so. Sonst glaubte man diese Würmer kämen aus dem Abtritt in den Mastdarm und stammten von gewissen Fliegen. Allein dieß ist ungegründet. Sie wohnen in dem Mastdarm, und zwar oft in ungeheurer Menge. Alsdann verursachen sie Jucken in der Nase und reizen zum öftern Stuhlgang. Es giebt auch Männchen und Weibchen

und

und die Weibchen gebähren lebendige Junge. Man vertreibt sie durch Laxirmittel, besonders aber durch Klystire von Oehl.

Viertes Gespräch.

Von den Krankheiten der Pferde.

(Im Februar.)

Schulmeister, Wirth und Christian sein Sohn.

W. Es ist gut, daß er kommt Hr. Schulmeister, es sind heute früh schon 2 Nachbarn aus Pferdeleben hier gewesen, und wollten die Mittelchen gegen den Rotz der Pferde bey mir holen. Haben Sie etwa ein Remedium gefunden, wie den armen Leuten zu helfen ist?

Sch. Ich habe alles, was ich von den Krankheiten der Pferde weiß, aufgesetzt. Wenn Christian ein Bischen Zeit hat, so will ich es ihm dictiren, so kann er alsdann mehrern Leuten, die es verlangen, aus der Noth helfen.

W. Ey das ist ja vortrefflich! Sie sollen einstweilen großen Dank von mir haben, und vielen haben sie noch zu erwarten von den Leuten, denen dadurch geholfen wird. — Christian, komm geschwind herein, der Hr. Schulmeister will dir etwas in die Feder dictiren?

Chr. Da bin ich! Guten Tag, Hr. Schulmeister. Was befehlen Sie denn?

Schulm.

Schulm. Dein Vater will gern einige Mittel gegen die Krankheiten der Pferde wissen, und da habe ich denn das vorzüglichste davon aufgeschrieben. Damit nun zugleich mehreren gedient wird, so will ich dir alles dictiren, was ich davon weiß. Hol also einmal einen Bogen Papier, Feder und Dinte.

Chr. Gleich soll es da seyn! (Er holt es und setzt sich an den Tisch.)

Schulm. Nun, Herr Wirth, will ich seinen Christian erst dictiren, wie das Pferd aussehen muß, wenn es gesund seyn soll, und alsdann soll er die vorzüglichsten Krankheiten mit ihren Kennzeichen und Heilmitteln aufschreiben.

W. Ganz recht, wie es Ihnen gefällig ist, Hr. Schulmeister. Wenn man nicht alles versteht, darf man denn doch wohl ein Wörtchen drein reden.

Schul. Ey warum das nicht? (Er dictirt.)

Die vorzüglichsten Krankheiten der Pferde und die Mittel dagegen.

Die Kennzeichen, woran man den gesunden Zustand eines Pferdes erkennen kann, sind folgende: Es muß willig und munter, nicht eckel im Futter und gefräßig seyn; nach der Arbeit und dem Fressen sich ganz ruhig verhalten, oder niederlegen. Der Körper muß immer einerley Grad der Vollkommenheit behalten, nicht bald mager, bald stark seyn. Es muß hell aus den Augen sehen, die Ohren immer aufwärts kehren, ein glänzendes Haar haben, unter dem Zügel schäumen, nicht zu viel

trin=

ken, nicht wässerig oder weich misten, ohne Beschwerde harnen, nicht so stark über der Arbeit schwitzen, und leise athmen. Wo diese Kennzeichen alle angetroffen werden, da ist das Pferd gewiß gesund, hingegen wo nur eins fehlt, da ist Aufmerksamkeit nöthig, weil eine Krankheit entweder schon wirklich eingetreten ist, oder wenigstens ihr Daseyn anmeldet.

W. Passen denn diese Kennzeichen auch auf die Füllen, damit man beym Kauf sicher ist?

Schulm. Ebenfalls. Nur kann hier von der Arbeit und vom Zügel die Rede nicht seyn, da die Füllen noch keine haben.

W. Das ist ganz natürlich.

Schulm. Nun will ich aber Christianen noch etwas dictiren, woran man die Ungesundheit des Füllens bemerkt.

Ein Merkmahl der Ungesundheit eines Füllens ist, wenn es sein Geschröte vor dem zweyten Jahre sinken läßt, oder wollige Haare hat.

In Dänemark erhält man die Pferde gesund, fleischig und glänzend, wenn man den Saamen von den Brennesseln allmälig trocknet, pulverisirt und des Morgens und Abends eine Handvoll für jedes Pferd unter den Hafer menget.

W. Das kann man ja leicht nachmachen.

Schulm. Und wer es nachmacht, ist klug. — Nun wollen wir die Krankheiten der Reihe nach durchgehen. (Dictirt weiter)

1. Die

1. Die Druse (der Kropf), welche von Erkältung, unterbrochener Ausdünstung im Frühling und Herbste, oder von unordentlicher Verdauung entsteht. Unreine Säfte sind die gewöhnliche Ursach derselben und diese rühren oft von dumpfiger und verdorbener Nahrung her. Ein plötzlicher Uebergang vom grünen zum trocknen und vom trocknen zum grünen Futter im Herbst und Frühjahr soll die Krankheit ebenfalls verursachen. Man muß daher von dem einen zum andern allmählig übergehen. Der Knoten (dieß muß man zum Unterschiede vom Rotze bemerken), worin sich eine ungesunde Feuchtigkeit sammelt, befindet sich unter dem Kinn mitten zwischen beyden Kieferknochen, und wenn er aufbricht, fließt diese Feuchtigkeit aus beyden Nasenlöchern zugleich. Das Pferd hat dabey das Ansehen, als wenn es innerlich krank wäre oder wie wenn es den Schnupfen hätte, hat matte Augen, ist träge, traurig, hustet heiser und frißt nicht gehörig. Besonders drey- und vierjährige Füllen werden damit befallen. Spießglasleber (hepar Antimonii) ist eine Blutreinigung dafür, sonst hilft das ächte Naumannische Drusenpulver, wovon man dem kranken Pferde alle Morgen und Abend einen Eßlöffel voll eingiebt, und ihm zugleich verschlagenes Wasser zum Trank darreicht. Einen Waidballen, 1 Pfund schwer, in ein leinenes Säckchen geneht und dem Pferde davon zu saufen gegeben, befördert den Abgang der Kropf- und Drusenmaterie. Es scheint, wie wenn die vorzüglichste Cur darin bestehen

C müß-

müßte, die Ausdünstung zu befördern. Man hält daher den Stall warm, behängt das Thier mit einer guten wollenen Decke, und giebt ihm kein kaltes Getränk, sondern lauliches Wasser mit Gerstenmehl und Honig vermischt. Auch empfielt man noch folgendes Mittel: Ein halb Pfund zerstoßene Wachholderbeeren, eben so viel Gentianwurzel und 8 Loth Galgant mit Honig zu einer Latwerge gemacht. Hiervon streicht man Morgens und Abends jedesmal einer Welschennuß groß den Pferd auf die Zunge.

2. Der Rotz wird für eine ansteckende Krankheit gehalten. Einige schreiben den Rotz von dem Saufen sehr kalten Wassers bey warmer Witterung her, weil das Pferd dabey die Nase ins Wasser steckt, wodurch die Kälte die Schleimhaut trifft, die die Höhlung der Nase bekleidet, und welche allzeit der Sitz der Krankheit ist. Oft ist er auch eine Folge der schlechten Behandlung der Druse. Doch wenn es wahr ist, was der berühmte Arzt Camper, der viele Untersuchungen über diese Krankheit angestellt hat, behauptet, (und was der Mann sagt, kann man sonst sicher glauben) daß der Rotz schlechterdings nicht ungesund ist. Dieß will ich ihm, Hr. Wirth und allen Oekonomen zum Trost hiermit bekannt machen. Es ist ein Fluß aus der Nase, der aus einer verdorbenen, zähen und scharfen Lymphe (Fließwasser) besteht, weiß, gelb, grün und blutig ist, wobey die Nase an der Scheidewand Röthe, Hitze und Geschwüre hat, und eine oder beyde Drüsen seitwärts

an den Kieferknochen (nicht wie bey der Druse in der Mitte) geschwollen sind. Diese Drusenknoten lassen sich als zwey eyrunde Körper, angreifen und verschieben. Es fließet anfangs allzeit nur ein Nasenloch, und das Pferd ist munter, frißt und säuft, wie gewöhnlich. Wenn schon Geschwüre in der Nase sind, und die ausfließende Materie vermischt und vielfarbig gelbgrünlich oder röthlich aussieht, so ist das Pferd verlohren, und muß todgestochen werden; ist aber die Krankheit noch in ihrem Anfange, so kann sie gehoben werden. Der Ausfluß hört zuweilen eine Zeitlang auf und dann kann ein Käufer sehr betrogen werden. Die Knoten unter der Kinnlade verrathen aber auf jeden Fall die Krankheit. Im Allgemeinen wird sie eben so behandelt wie die Druse und zu der Latwerge mit Wachholdern, Gentianwurzel und Galgant setzt man nur noch 4 Loth Schwefel des Spielglases. Ein anderes Mittel ist folgendes: Man schlägt dem Pferde die Halsader, und läßt ihm ohngefähr 3 Pfund Blut wegfließen. Alsdenn kocht man zwey Hände voll Fliederblumen (Hollunder), und eben so viel Käsepappeln mit 1 Pfund Wasser und 1 Loth Pottasche. Dieß spritzt man durchgeseigt und lau dem Pferde täglich drey bis viermal in die Nase. Nebenher kann man ihm auch einen Beutel mit gekochter Gerste anhängen, deren erweichenden Brudel es in die Nase ziehen muß. Wenn man die vorige Einspritzung vierzehn Tage wiederholet hat, so nimmt man ferner zwey Hände voll rothe Ro-

sen, kocht sie mit 1 Pfund Wasser, seiht dieß durch, mischt ein Pfund Kalchwasser und zwey Löffel voll gelben Honig drein, und spritzt es dem Pferde lau ein. Dabey bekömmt endlich das Pferd folgendes Pulver: Mineralmohr (Aethiops mineralis), Pockenholz, Schwefelblumen und Jalappenwurzel, von jedem 1/2 Loth, zusammengestoßen, und alle Morgen eingegeben. Ein sehr gutes Mittel wieder den Rotz soll folgendes seyn, das aus der Vieharzeneyschule zu Paris herstammt. Man thut eine hinlängliche Portion Kalch in ein Gefäß und gießt allmählig so viel Wasser drauf, als zum Ablöschen erfordert wird. So wie dieser Kalch allmählig löscht, gießt man immer mehr Wasser zu, um ihn zu verdünnen, seigt das Wasser durch und tränkt die Pferde damit. Dabey spritzt man ihnen des Tages zwey- bis dreymal folgende Auflösung ein. Man nimmt 40 Gran Mercurium sublimatum corrosivum, lößt sie in 20 Loth Weingeist auf und giebt davon 2 Loth in ein Pfund abgekochten Leimtrank ein. Andere rathen das kranke Pferd alle 10 bis 14 Tage mit einer Pille aus 1 1/2 Leberaloe, 1 Loth gereinigten Weinstein, 1/2 Quentchen versüßten Quecksilber und weißer Seife zu reinigen. Diese und ähnliche Arzeneyen helfen freylich nichts, wenn, wie gesagt, das Geblüt schon zu sehr verdorben ist. Allein es hat zu unsern Zeiten ein berühmter Stallmeister ein geheimes Mittel erfunden, welches noch nie fehlgeschlagen haben soll. Man bekommt es in Frankfurth am

Main bey Hrn. Wierz. Ein Topf von 1 1/2 Pfund kostet nebst dem Gebrauchszettel 8 Gulden.

W. Es ist eine gefährliche Krankheit der Rotz. Ich bin selbst einmal angeführt werden. Allein ich wurde es zum Glück noch des andern Tages gewahr, ich gieng bey das Schmiedehandwerk nach W. und ließ das Pferd besehen. Das ganze Handwerk gab mir einen Attestat, daß das Pferd schon über einen Monat krank sey. Dadurch bekam ich zwar die Hälfte von meinem Gelde wieder, allein die andere Hälfte gieng doch für Kosten beym Amte auf, wo ich den Verkäufer, (Es war der Roßkamm zu R. Sie kennen den losen Vogel schon!) verklagen mußte.

Schulm. Es ist immer gut, daß die Schmiede doch so etwas verstanden haben.

W. Ach ja es sind verschiedene in unserer Gegend von denen ich gehört habe, daß sie so gar in S. in den Hofstall mit Glück curiren sollen.

Schulm. Das ist gut. So weit muß es auch noch kommen, daß die Leute, die über das Vieh bestellt sind, auch recht verstehen lernen, nicht nur wie man es gesund, sondern auch krank warte und pflege.

W. Das ist zu hoffen.

Fünftes Gespräch.

Fortsetzung des vorhergehenden.

(Im März.)

Die nämlichen Personen.

W. Aber Hr. Schulmeister haben Sie denn auch etwas von dem Wurm der Pferde gehört?

Schulm. Ach freylich!

W. Ich habe noch nichts davon gesehen. Aber die Leute machen gar curiose Erzählungen davon. Es ist doch kein ordentlicher Wurm?

Schulm. Bey Leib und Leben nicht, es ist bey dieser Krankheit an gar keinen eigentlichen Wurm zu denken. Zuweilen entstehen Knoten, die wie ein Finger lang sind, und wenn sie überhand nehmen, wie ein Wurm gleichsam um sich fressen. Dieß mag vielleicht die Ursach zur Benennung dieser Krankheit seyn. Es kommt jezt eben die Reihe an dieses Uebel, und da will ich dictiren, was dahin gehört. (Er dictirt.)

3. Der Wurm, (Springwurm, Pferdepocken). Eine ansteckende und schwer zu heilende Krankheit. Es entstehen an dem Halse, dem Körper oder den Beinen des Pferdes Knoten von der Größe einer Haselnuß, welche zuweilen auch länglicht und von der Dicke eines Fingers sind. Diese Knoten brechen auf, sehn alsdann aus, wie Speck, und geben eine fette und zähe Feuchtigkeit von sich. Wenn sich viele Knoten an einer Stelle des

Körpers öffnen, so entsteht ein ausgebreitetes Geschwür, das immer weiter um sich greift, wie der Krebs. Fließt dem Pferde zugleich die Nase, so ist es heftig angesteckt, und dieß nennt man den innern Wurm. Diese Krankheit, welche die Hengste mehr als die Stuten befällt, kann erzeugt werden, wenn das Pferd von schwerer Arbeit sogleich in Ruhe kömmt, oder wenn es nach einer Krankheit auf einmal zu viel frißt, oder fehlerhaftes Futter erhält.

Man heilet sie gewöhnlich auf folgend Art: Man läßt dem Pferde 4 Pfund Blut aus der Halsader weglaufen, und giebt ihm alle Morgen zwey Loth von einem Pulver, welches aus fein gestoßenem Pockenholz, Spießglas und Schwefelblumen, von jedem gleich viel, besteht. Statt dieses Pulvers kann man ihm auch täglich 1/2 Loth von dem sogenannten Mineralpulver mit Mehl und Honig zu einer Latwerge gemacht, eingeben.

Die Geschwüre heilen geschwind, wenn man sie mit einer Bähung wäscht, die aus 1/2 Quentchen Mercurio sublimato, in 3 Pfund reinem Wasser aufgelöset, besteht.

Ein Mittel gegen den Wurm, das einige thüringische Curschmiede allzeit, wenn kein anderes anschlagen wollte, mit dem glücklichsten Erfolg gebraucht haben, ist folgendes: Man nimmt die innere Rinde der Espenschaale, Kreide, Knoblauch, Eicheln, Gartensalbey, Weißwurz, Bilsensaamen, Sadebaum und weiße Enzianwurzel, von jedem gleichviel, verwandelt diese Stücke alle

in ein Pulver, und giebt dem Pferde, wie die Schmiede wollen, nur bey abnehmendem Monde einmal davon 19 bis 21 Eßlöffel voll auf dem Futter zu fressen; dabey darf das Pferd zwey Stunden nichts zu saufen und zu fressen bekommen, und es muß ihm drey Wochen hintereinander, jede Woche einmal zur Ader gelassen werden. Verschwindet die Krankheit nicht, so muß die Cur den folgenden Monat wiederholt worden.

Die Hufschmiede theilen diese Krankheit in verschiedene Arten ein, als den Mehlwurm, fliegenden Wurm, (Reutwurm) Strickwurm, verkehrten Wurm, krebsartigen Wurm und innern Wurm. Es sind dieß aber nur bloße Benennungen von eben derselben Krankheit, welche den verschiedenen Grad des Uebels bezeichnen. Die Heilung ist immer dieselbe.

4. Die Darmgicht (Verstopfung, Kolik, fälschlich Feivel). Das Pferd windet sich, will nicht fressen, stampft mit den Füßen oder wälzet sich, es schwillt ihm der Bauch und es kann nicht misten. Sie entsteht theils von unreinem, theils von verdorbenem Heu und Hafer, theils von versetzten Winden, die von schlechter Fütterung herrühren. Wenn man gestossene Krebsaugen mit Wein dem Pferde eingießt, es reitet, und nicht zum Liegen läßt, so soll es genesen.

5. Der Strengel (Bräune) entsteht von einem Geschwüre oder von einer Entzündung im Halse, wo das Pferd den Hals steif hält, sein Futter käuet und fressen will, aber nicht niederschlucken kann. Die Ursa-

chen

chen dieser Krankheit sind plötzliche Verkältung oder stäubiges und beregnetes Futter. Aderlaß und Klystiere, innerlich aber Buttermilch, Salpeter und Vitriolspiritus unter das Getränk und die besten Gegenmittel. Man will diese Krankheit auch durch eine Aderlasse und durch Einspritzungen von Honig und lauigem Wasser heilen.

9. Die Rehe (Verfangenheit, Verschlagen). Diese Krankheit macht das Pferd, wie die Gicht bey dem Menschen, an einem oder mehrern Gliedern oder am ganzen Körper lahm und steif, so daß es sich nur mit Mühe und großen Schmerzen bewegen kann, und rührt von Erkältung, von übertriebener Arbeit, von Mangel an Bewegung bey starker und überflüßiger Fütterung, von jähling abwechselndem Futter, oder einem kalten Trunke nach einer Erhitzung, her. Die Rehe wird gehoben, wenn man die stockende Ausdünstung, oder den zurückgebliebenen Schweiß des verfangenen Theils wieder zu bewirken sucht, und den Theilen, die steif sind, Bewegung verschafft. In Schweiß kann man das Pferd bringen, wenn man es langsam und egal mit einem Strohwisch reibt, mit einer warmen Decke überlegt und ihm einen Trank von 2 Loth Hirschhornspiritus, mit etwas Honig und 1/4 Pfund Brandewein versetzt, eingiebt.

7. Der Durchlauf (Durchfall). Man kennt dreyerley Arten:

a) Wenn das Pferd dünn mistet. Dieser giebt sich von selbst wieder.

b) Wenn ein zäher Schleim vom Pferde geht, oder wie die Schmiede sagen, das Fett dem Pferde geschmolzen ist. Hier bekömmt das Pferd ein Clystier von 1/2 Pfund Leinöhl, mit zwey Eyerdottern, und 2 Pfund lauem Wasser, und innerlich täglich zweymal 1/2 Pfund Leinöhl mit 1/2 Loth Salpeter und 1 Loth gepülverter Enzianwurzel.

c) Wenn das Pferd Blut mistet. Dieser Durchfall ist gewöhnlich mit einem Fieber verbunden. Das Pferd bekömmt zweymal des Tages ein Clystier von Wasser mit Leinsaamen gekocht, und innerlich wird ihm alle Morgen 1/2 Pfund Leinöhl mit eben so viel Honig und einem Quentchen gestossenen Alaun eingegeben.

8. Der Koller oder Schwindel. Es giebt zweyley Arten, *a*) den stillen, und *b*) den rasenden, wüthenden.

Bey der ersten Art verhält sich das Pferd ruhig, sieht vor sich hin, stößt blindlings an alles an, läßt das Futter aus dem Maul fallen, sich den Finger tief ins Ohr stecken, ohne sie weg zu bewegen. Bey der zweyten aber, die zuweilen eine Folge der ersten Art ist, tobt es und raset, und läßt nicht ohne Gefahr an sich kommen. Beyde Arten sind fast unheilbar. Mit Aderlassen bis zur Ohnmacht, mit Hunger, stätem Kopfwaschen mit kaltem Wasser, einem Fontenell an der Brust, lassen sie sich zuweilen heben. Man giebt auch innerlich folgende Latwerge mit gutem Erfolg: 4 Loth Salpeter und Honig so viel als zu einer Latwerge nöthig ist. Von derselben

giebt

giebt man dem Pferde ein Hühnerey groß mit einem Quentchen Amoniak Gummi vermischt, auf einem hölzernen Spaten ein. Einige geben auch folgenden Trank: Vier Loth gereinigten Salpeter, 2 Loth eröffnenden Eisensafran und 12 Loth Brunnenwasser unter einander gemischt. Man giebt Morgens und Abends die Hälfte. Es muß dabey gute Diät gehalten und sparsam gefüttert werden.

9. Das Blutstallen. Raudensaft mit lauem Wein stillet es.

10. Die Entzündung. Der Eiter wird mit Bleyeßig (acetum saturninum) allzeit vertrieben.

11. Der Tripper und die Entzündung, welche bey den Hengsten entweder von selbst aus Geilheit, oder wenn sie zu stark gereitzt werden, entstehen, werden ebenfalls durch Einspritzungen des Bleyeßigs gänzlich curirt.

12. Der Feivel, wenn das Pferd oben am Kopf etwas aufbricht, welches den Mähnen herabeitert, rührt von unreinem Geblüte her. Rother Gundermann dem Pferde zerstossen in die Nase geblasen, soll ihn vertreiben.

13. Das Vernageln, wird durch gestoßene und aufgelegte Schafgarbe unfehlbar geheilet.

14. Das Satteldrücken entsteht theils vom schlechten Reiten, theils wenn der Sattel nicht paßt, theils zuviel oder nicht gut aufgepackt wird. Durch folgendes Mittel lassen sich dergleichen Verwundungen bald heilen: Alaun, Salmiak, Grünspan, blauen und weißen Calixtenstein, Weinstein und englisch Kupferwasser.

ser, von jedem für einen Groschen, alles in einem neuen Tiegel zerfließen lassen, in ein starkes Papier gegossen, davon täglich eine Haselnuß groß genommen, in Wasser aufgelößt, und den Geschwulst oder die Wunde so lange damit gewaschen, bis der Schaden geheilt ist.

15. Die Räude, welche bey den Pferden Schabe heißt, vertreibt man mit einer scharfen warmen Lauge von Holzasche, Kalch und Hühnermist, womit man sie wäscht und alsdann eine Decke drüber breitet.

Dieß sind nun die vorzüglichsten Krankheiten der Pferde.

W. Ich danke recht schön, Hr. Schulmeister, daß Sie so gütig gewesen sind, mir darüber Rath zu verschaffen. Ich will nun die Sache nach meinen Kräften auszubreiten suchen. Ich denke der Feldmeister soll durch mich nun manches Pferd nicht auf seinen Anger bekommen. Es kehren so viel Leute ein Jahr lang hindurch bey mir ein, und da kommt denn die Rede immer auf die Pferdekrankheiten. Einem ist sein Pferd an dieser, dem andern an jener Krankheit crepirt.

Schulm. O, es giebt außerdem noch viele Krankheiten der Pferde, welche aber alle zu beschreiben zu weitläuftig seyn würde, als das hitzige und kalte Fieber, die Lungensucht, Engbrüstigkeit, Haarschlechtigkeit, Verstopfung des Harns, der Lauterstall, die Krätze, Mauke, Mähnenraude, die Klemmen, verschiedene Beulenkrankheiten, Ueberbeine, Feigwarzen, Hornklüfte, der Bugwurm, Stollenschwamm, Leist oder Schale, die Flußgalle, Steingalle, den Blutspat, Wasserspat, Ochsenspat, Hahnen-

nenspat, trocknen Spat, die Steingallen, Geschwüre an den Füßen, Entzündungen der Augen u. a. m.

W. Was ist denn aber nur der Pferdestein?

Schulm. Er meynt dem Pferdebezoar. Dieß ist ein eyrunder Körper in dem Magen, den Gedärmen oder der Blase der Pferde, welcher, manchmal fast wie ein Stein, manchmal aber auch nur wie ein zusammengepreßter Klumpen Fasern ist. Er wiegt oft etliche Pfund, und ist den Pferden zuweilen tödtlich. Ich habe einen gesehen, der so groß wie ein Kinderball war, und welchen das Pferd ausbrach.

Sechstes Gespräch.

Wie wachsen die Obstbäume geschwinder, besonders in Grasgärten, und wie sichert man sie am besten gegen starken Frost und große Hitze.

(Im März.)

Schulmeister, Wirth und Bote.

W. Nun wie sieht es aus, Hr. Schulmeister, pflanzen Sie dieß Jahr auch wieder Obstbäume an?

Schulm. Die meisten habe ich schon im Herbste gepflanzt; allein ich muß doch noch etliche Schocke in meinem neu angelegten Garten setzen.

W. Woher bekommen sie dieselben?

Schulm.

Schulm. Diejenigen, welche ich im Herbst gesetzt habe, bekam ich von einigen Holzhauern aus W. Scharmante wilde Stämme! Die mir um desto lieber sind, da sie in einem bergigen, freyen und unfruchtbaren Boden gewachsen sind, weil ich denselben auch keinen guten wieder geben kann.

W. Der Meinung bin ich selbst. Der Hofgärtner in F. hat mir oft gesagt: Beym Baumversetzen ist die Hauptsache diese, daß man sie entweder in gleich guten Boden bringt, oder aus schlechten in bessern, umgekehrt wird selten etwas draus.

Schulm. Das hat seine Richtigkeit. Es ist beym Menschen eben so: Wenn arme Leute (versteht sich wenn sie sonst gesund sind) in reiche Häuser kommen, so kann man es ihnen gleich ansehen, das Bäuchelchen wächst gleich und die Bäckelchen werden rund und roth; wenn aber reiche Leute in arme Häuser kommen, oder sonst ihre Umstände schlechter werden, so schrumpft der Bauch ein, und die Backen werden bleich und bekommen Falten.

W. Die Beyspiele sind ja nicht weit. Wer den Pachter Valtin in N. noch vor zwey Jahren sahe, der dachte es wäre ein Bürgermeister, so einen Bauch und ein Paar Pausbacken hatte er; er sollte ihn aber jetzt sehen, Hr. Schulmeister, wie viele Falten die Weste bekommen hat, sie hängt ihm bis auf die Kniee herab, und er könnte sich noch ein Kamisol daraus machen lassen, so weit ist sie ihm geworden. Er weiß sich aber doch in sein Schicksal zu finden.

Schulm. Wenn er sich nur nicht die Vorwürfe zu machen hätte, daß er selbst daran Schuld sey.

W. Vielleicht wird er nun nachdenkender. Das Unglück ist ja sonst ein guter Lehrmeister.

Schulm. Es ist zu hoffen. Die Regel, die ihm der Herr Hofgärtner gegeben hat ist vortrefflich, ich habe sie auch schon längst selbst mit gutem Erfolg angewendet. Vorzüglich muß man sie beobachten bey solchen Obstbäumen, die man aus fremden Pflanzschulen kauft; denn diese sind gewöhnlich in den besten Boden erzogen, daß sie schnell wachsen und bald zu Gelde gemacht werden können. Da wird man denn leicht angeführt, wenn man solche Stämmchen in schlechten Boden bringt. Sie wollen alsdann nicht recht fort, oder werden nach und nach an der Schale krank, und sterben ab, wenn sie anfangen sollen zu tragen.

W. Da machen es die Nachbarn in unsern Dorfe gewöhnlich so, daß sie etwas gute Erde in das Loch thun, worin der Stamm stehen soll, allein auch dieß hilft nur einige Zeit. In den ersten Jahren treiben solche Bäume recht schön, alsdann aber, wenn die Wurzel in den schlechten Boden wachsen, bleiben sie sitzen, bekommen den Krebs und sterben ab. Am besten ist also, wie gesagt, entweder gleicher Boden, oder wenn man sie aus schlechtern in etwas bessern bringt.

(Der Bote tritt herein.)

Schulm. Willkommen Hr. Landsmann!

B. Gott grüße Sie, Hr. Schulmeister! Ich bring auch heute was für Sie mit aus der Stadt von Hrn. S.

Schulm. Das ist mir lieb. Nun so geb er doch her!

B. Gleich; auch zugleich ein großes Compliment von Hrn. und Frau S.

Schulm. Ich danke recht schön! (Er macht das Packetchen auf). Haha! Es sind die Anzeigen der Churfürstl. Sächsischen Leipziger Societät von der Ostermesse 1754. Was wird da wieder neues drin stehen. Hr. S., der ein Mitglied dieser sehr nützlichen Gesellschaft ist, schickt mir allzeit die Anzeigen davon, die vom halben Jahr zu halben Jahr herauskommen. Es stehen vortreffliche Sachen darin. Wir wollen doch sehen, was darin steht. Vielleicht daß auch etwas darin enthalten ist, das in unsern Kram paßt. (Er blättert). Getroffen!

W. Das ist doch artig!

Schulm. Soll ich lesen? —

Bote. Von Herzen gern, ob ich gleich noch nicht weiß, wovon die Rede ist.

W. Vom Verpflanzen der Obstbäume.

Schul. (Ließt S. 44. Ueber den geschwinden Wachsthum junger Obstbäume, besonders in Grasboden, durch den Gebrauch der Flachsschaben.

W. Das ist wohl das, was wir bey uns Angen oder Ahnen nennen.

Bote. Ganz recht.

Schulm.

Schul. Herr Pastor Germershausen übergab als ein fleißiger Landwirth und genauer Beobachter hierüber eine ausführliche Abhandlung, die alle Aufmerksamkeit verdient, und in folgendem besteht:

„Wenn junge Bäume in sogenannten Grasgärten, d. i. in solchen Gärten, die nicht jährlich zu Küchenland genützet, oder gleich diesem jährlich umgegraben und von Unkraut gereiniget werden, zu stehen kommen, so wollen sie in den ersten Jahren nicht recht fortwachsen, und sie kommen denen im gegrabenen Lande bey weitem nicht gleich. Eben so merkt man es auch, daß im Grasboden, je mehr er grasicht und im Grunde durch die vielen Graswurzeln gleichsam verfilzet ist, die Baumfrüchte kleiner, auch wohl weniger gutschmeckend werden, als welches letztere besonders an den Pflaumen zu finden ist.“

„Bey Ansetzung junger Pflaumenbäume ließ ich vor einigen Jahren um den Stamm herum, so weit die Wurzeln reichten, Flachsschäben legen, wovon die Bäume im Grasboden zur Verwunderung fortwuchsen, und es dem im Küchenlande weit zuvorthaten. So weit die Flachsschäben vom Schwingeln oder Hecheln des Flachses reichten, erstickten sie Gras und Wurzeln, und das Erdreich ward darunter so locker und mild, daß es ein Blumengärtner sich nicht besser hätte wünschen können.„

„Nach diesen Wahrnehmungen ließ ich einen alten gleichsam im Grasboden trautenden Pflaumenbaum, mit Schäben, so weit die Wurzel reichen konnten, be-

legen. Er trieb die stärksten jungen Lohden, brachte größere und besser schmeckende Früchte, und da sonst unten am Stamme immer Wurzelbrut zum Aufsprossen kam, die jährlich weggeschafft werden mußte, so unterblieb solches, da der Zugang der freyen Luft unten am Stamme wegen der Bedeckung mit Schäben fehlte.„

„Im vorigen Jahre wurden Obstbäume aus der Saatschule in die Baumschule von mir verpflanzet, wovon einige unten am Stamme sofort mit Schäben bedeckt wurden. Von diesen also bedeckten gieng kein einziger bey der bekannten Dürre des letzten Sommers (1793) aus, weil die Erde unter den Schäben von der Sonne nicht ausgetrocknet werden konnte. Von den unbedeckten andern Bäumen kam der vierte Theil nicht fort, und die übrigen am Leben gebliebenen machten ungleich schwächere Triebe als die bedeckten.“

„Das im Herbste von den Bäumen abfallende Laub kann auf gleiche Weise zur Bedeckung gebraucht werden, nur muß man Steine oder Stangen darauf legen, damit es vom Winde nicht fortgetrieben werde. Im Grasboden kann man eine kleine Vertiefung um die Wurzeln der Bäume beym Einsetzen veranstalten, als worinnen das Baumlaub desto besser zusammengehalten wird. Bey Flachsschäben ist dieses nicht nöthig; sie liegen auf der Oberfläche des Bodens so fest, daß der stärkste Sturmwind ihnen nichts anhaben kann. Unter allen Arten des Baumlaubs habe ich zur Vermehrung des Wachsthums und der Fruchtbarkeit der Obstbäume, das vom Wallnußbaum

baum am besten befunden; entweder daß es wegen seiner mehr salzigen Theile einen mehrern Dünger auf die darunter locker gewordene Erde absetzet, oder desto mehr Salpetertheile aus der Luft anziehet, und damit den Baum unten und oben anschwängert."

„Wollte man zärtliche und ausländische Bäume, als womit Herr Medikus (ein berühmter Naturforscher zu Manheim) schon längst angefangen und den Weg gleichsam gebahnt hat, an unser Klima gewöhnen, und zu solchem Zwecke sie aus dem Saamen erziehen, so dürfte die Bedeckung der Wurzeln mit Flachsschäben hierzu am tauglichsten seyn, indem selbige den Frost nicht durchlassen, auch nicht Mäusen oder Ratten, wegen den darunter befindlichen stechenden Ahnen, die Einquartirung verstatten. Bey jungen, aus dem Saamen gezogenen und an unser rauhes Klima zu gewöhnenden ausländischen Bäumen und Sträuchern aber kömmt es nach obgedachten Herrn Medikus Erfahrungen hauptsächlich auf die Sicherung der Wurzeln wider das Erfrieren an."

„Auf der andern Seite kann man die Flachsschäben zur längern Erhaltung des Frostes in der Wurzelerde der Bäume erhalten, wenn man vor Winter oder vorm Anfange des Frostes, die Bedeckung wegnimmt, und solche, nachdem die Erde vom Froste bis auf eine gewisse Tiefe hart geworden ist, wieder überherthut; da denn, wenn das übrige Erdreich losgethauet ist, der Frost unter der Bedeckung noch einige Wochen länger bestehen wird. So möchte es z. B. für den Wallnußbaum, Pfir-

schen, Aprikosen und andere dergleichen Bäume nicht unrecht seyn, wenn wir sie nach nur besagter Weise einige Wochen später in den Saft treten ließen, um sowohl gewissere Früchte, als auch die Bäume selbst, zu erhalten, da letztere durch den Nachwinter 1788, nachdem die Bäume durch die vorhergegangene gelinde Witterung in den Saft getreten waren, fast durchgängig erfroren." —

W. und B. Das ist ja vortrefflich.

Schulm. So lernt man doch immer mehr einsehen, daß auch die geringste Sache von großem Nutzen seyn kann. Wie viel Ahnen werden nicht weggeworfen? denn auf den Mist thut man sie nicht gern, weil die Mäuse auf dem Felde Nester drein machen, wie in die Schweinsborsten.

W. Allein ich muß nun noch eine Frage thun Herr Schulmeister: Wie verfährt er denn eigentlich beym Versetzen?

Schulm. Ich mache ein Loch so breit, daß die Wurzeln des Stämmchens die ich so viel als möglich nicht zu verletzen suche, fein darin stehen können, und etwas tiefer, als der Stamm vorher gestanden hat. Alsdann thue ich wieder etwas lockere Erde in das Loch, so viel, daß das Stämmchen wieder so tief in die Erde kommt, als es erst darin gestanden hat. Dieß mache ich eben; setze alsdann das Stämmchen grade wieder so hinein, wie es vorher gestanden hat, so daß alle Himmelsgegenden wieder passen, welchs ich durch einen Schnitt an ei-

einem Zweig nach Westen mir zeichne; hierauf schaufle ich lockere Erde auf die Wurzeln ohngefähr 2 Zoll hoch, rüttle etwas an dem Stämmchen und trete alsdann die Wurzeln etwas fest, doch nicht so sehr, daß sie Schaden leiden, dieß wiederhole ich noch einmal, und fülle alsdann das Loch so weit, daß eine kleine Vertiefung bleibt, in welcher sich die Feuchtigkeit bey Regenwetter sammlen kann, weil das versetzte Stämmchen im Topfe mehr Feuchtigkeit als Trockniß vertragen kann. Dieß ist mein Verfahren, und ich kann wohl sagen es geräth mir jederzeit. Ist noch ein Pfahl nöthig, so schlage ich ihn auf die Mittagsseite zum Schutz gegen die Sommerhizze ein, und sehe zu, daß ich auch hier so viel als möglich den Wurzeln keinen Schaden zufüge.

W. Da habe ich nun noch einen Vortheil gehört, Hr. Schulmeister! Wenn nämlich das Loch gegraben wird, und man findet, daß eine schmierige unfruchtbare Erde z. B. eine Thon- oder Steingrube kommt, so muß man nicht tiefer graben, weil die Wurzeln darin keine Nahrung finden, sondern immer das Bäumchen mit einem Hügel von guter Erde pflanzen, damit es doch so weit in der Erde steht, als es vorher gestanden hat.

Schulm. Das hat seinen guten Nutzen, Hr. Wirth!

Sie

Siebentes Gespräch.

Ueber die Schleyereule *) als ein Gespenst.

(Im März.)

Ein

*) Strix Flammea, Lin.

Ein Landmann aus A., der Hr. Schulmeister und der Wirth.

L. Glaub er ja nicht, Hr. Wirth, daß es keine Gespenster gäbe. Sonst sagte ich auch immer, wie der Blinde, „wenn ichs sehe, so glaub ichs; allein vor einigen Wochen ist in Spukheim ein Casus *) passirt, der mich und andere vernünftige Leute ganz auf die entgegengesetzte Meinung gebracht hat. Mein Thomasglaube hat dadurch eine ganz andere Wendung bekommen.

W. Und wenns zum Klappen kommt, **) so ist es doch ein Geschichtchen, das sich ganz natürlich wird erklären lassen.

L. Horch er nur auf, er soll daran zu erklären bekommen, bis an den jüngsten Tag.

W. Das wäre wirklich lange!

L. Vor ohngefähr 4 Wochen geht der Hr. Schulmeister von Spukheim des Nachts zwischen 11 u. 12 Uhr nach Hause. Er war bey seinem Schwager, dem Heimbürger zur Schlachtschüssel gewesen, denn sonst hat er es eben nicht an der Art, daß er so spät nach Hause geht. Wenn er nun in Spukheim bekannt ist, so wird er wissen, daß wenn man in die Schule will, man grade über den Kirchhof gehen muß. Was geschieht? Wie er mitten auf den Kirchhof, grade der Kirchthür gegenüber kommt, so kommt ein Gespenst (wers gewesen ist, davon rede ich nicht gern; kurz,

*) Ein Fall, ein Geschichtchen.
**) Wenn man die Sache genauer untersuchen wird.

man munkelt so etwas vom reichen Pachter Schatz, der vor 8 Wochen so plötzlich gestorben ist) so kommt, wie gesagt, ein Gespenst, und reißt ihm, ohne daß er was sieht oder was hört, sein Stutzparückchen vom Kopfe herunter, wie wenn es weggeblasen wäre. Er kann sich leicht vorstellen, was dem armen Herrn befallen hat. Mit Mühe daß er nach Hause kommt; in der Stube wirft er sich in den Lehnstuhl hin, und fällt aus einer Ohnmacht in die andere. Da er kein Wort spricht, so weiß sich seine arme Frau nicht zu helfen, sie läuft also nur geschwind und ruft den Herrn Pfarrer Heischer heraus. Dieser springt geschwind aus dem Bette, zieht nur die Hosen und den Schlafrock an und läuft hinüber in die Schule. Wie er kommt, so ist noch immer kein Leben im Hrn. Schulmeister, er hält ihn sein Riechfläschen unter die Nase, läßt ihm die Fußsohlen mit der Bürste reiben, und mit vieler Mühe und Arbeit bringen sie es dann dahin, daß er wieder die Augen aufschlägt. Wie er die Augen aufschlägt, so ruft er ganz ängstlich: Wo bin ich? Bin ich im Himmel oder in der Hölle? Der Herr Pfarrer spricht: Hr. Schulmeister besinnen sie sich doch, Sie sind in ihrer Stube; und seine Frau fällt ihm um den Hals, und schreyet; sieh doch her mein Schatz, du bist ja bey mir. So bringen sie ihn denn nach und nach wieder zum Leben, und so weit, daß er weiß, wo er ist. Nun frägt denn der Hr. Pfarrer, was ihm nur begegnet sey, und er erzählt denn die Geschichte mit seinem Stutzparückchen, und spricht gleich grade heraus

zum

zum Hrn. Pfarrer: Hr. Pfarrer, Sie wissen, daß ich nie abergläubisch gewesen bin; allein dieß geht bey Gott! nicht von rechten Dingen zu. Und seit dem glaubt denn nun der Hr. Schulmeister, der den Schrecken noch immer nicht überwinden kann, daß es wirklich Gespenster giebt. Der Herr Pfarrer kann es ihm auch nicht ausreden. Erst glaubte freylich auch der Hr. Pfarrer, daß der Hr. Schulmeister wohl möchte ein Bischen zu tief ins Glas geguckt haben, (wie es denn wohl sonst bey Schlachtschüsseln zu gehen pflegt, ohngeachtet man vorher kein Beyspiel gehabt hat, daß er sich benebelt hätte) und hätte die Parücke lassen an einem Rosenstock oder Hollunderstrauch auf dem Gottesacker hängen. Allein der Hr. Schulmeister hatte sich weder betrunken gehabt, noch fand man die Parücke wieder. Der Herr Pfarrer, der so was noch nicht glaubt, und den Sonntag drauf eine ganze Predigt drüber gehalten hat, denkt nun, es hätte es ein böser Mensch gethan, der dem Hrn. Schulmeister aufgepaßt hätte, um ihn in Schrecken zu setzen. Allein auch das kann nicht seyn; denn der Hr. Schulmeister von Spuckheim ist so ein kreutzbraver Mann, daß er gewiß in der ganzen Nachbarschaft, geschweige in seinem Dorfe keinen Feind hat, der ihm so etwas zu leide hätte thun wollen. Kurz und gut, der Herr Pfarrer glaubt zwar noch immer, daß es kein Gespenst, sondern ein böser Mensch gewesen sey, aber der Hr. Schulmeister glaubt, daß es nicht von rechten Dingen zugegangen sey, und so das ganze Dorf und alle benachbarten Dörfer.

W. Und ich bin der Meinung des Hrn. Pfarrers, lieber Mann! Man hat seit vielen Jahren von Gespenstern gesprochen, aber wie unser Hr. Pfarrer und Schulmeister sagt, so ist kein wahres gesehen worden, allemal sind es Betrügereyen böser Leute gewesen, oder Furcht der Leute, die so etwas wollen gesehen haben. Wenn ich den rechten Gespensterglauben habe, so kann ich jeden Distelkopf für ein Gespenst ansehen. Die Einbildungskraft treibt mit solchen furchtsamen und abergläubischen Leuten ihr Spiel bis zum Erstaunen. Sie fürchten sich aber im Grunde vor sich selbst.

L. Das will ich nun eben nicht läugnen, daß viele unwahre Geschichtchen von Gespenstern mit unterlaufen. Allein das Parückchen, das Parückchen, das hat mich eines andern belehrt. Ja wenn auch jemanden anders, z. B. unserm Nachtwächter, der auch ein Parückchen trägt, weil er kein Haar mehr auf dem Kopfe hat, wenn jemanden anders wäre das Parückchen abgerissen worden, so wollte ich es auch glauben, daß ein Betrug zum Grunde läge. Aber mit dem Hrn. Schulmeister von Spuckheim verhält sichs anders. So einem Man muß man glauben.

(Er guckt der Scheibe hinaus)

Wer ist denn der Herr, der da kömmt?

W. Das ist unser Hr. Schulmeister. Dem wollen wir doch z. B. die Sache erzählen. Vielleicht weiß er sie uns zu erklären.

L. Damit hats gute Wege. Und wenn der Engel Gabriel kommt, so wird er das nicht erklären können.

W. Nur Geduld! Es ist gar ein kluger Mann.

Schulm. Ihr Diener, Hr. Wirth! Guten Tag Landsmann!

L. Schönen Dank, Hr. Schulmeister.

W. Willkommen, Hr. Schulmeister! Sie kommen grade recht. Es giebt einmal etwas zu erklären.

Schulm. Nun, wenn ichs nur kann?

L. Das denk ich auch!

Schulm. Nun was giebt es denn?

W. So erzähl er doch Landsmann!

L. Ich weiß nicht, ob Sie schon gehört haben, daß ein Gespenst unserm Hrn. Schulmeister sein Stutzparückchen hat.

Schulm. Hahaha!

L. Nun, nun Hr. Schulmeister, lachen Sie nur nicht, das Unglück ist groß genug gewesen.

Schulm. Hahaha!

L. Ich weiß nicht, was ich von Ihnen denken soll.

Schulm. Aergere er sich nur nicht, lieber Mann. Ich weiß die ganze Geschichte vom Anfang bis zum Ende. Der Schulmeister ist mein sehr guter Freund, wir sind zusammen zu G. im Seminarium gewesen. Er hat mir den Fall gleich gemeldet, ich habe die ganze Familie über den Schrecken, den sie gehabt hat, gar sehr bedauert, und habe Mühe gehabt, den guten Mann nur in seinem Glauben ein Bischen schwankend zu machen.

so

so steif und fest hielt er diese Erscheinung für eine Gespenstererscheinung. Allein — Hahaha!

L. Nun ich sehe doch wahrhaftig nichts lächerliches in der ganzen Geschichte!

Schulm. Nur Geduld! Gestern schreibt er mir — Hahaha! seine Parücke hätte in einem Eulenneste gelegen. Hahaha!

L. Ach machen Sie nur kein Späschen!

Schulm. So ist es!

W. J das wäre doch curios.

L. Mit einem Worte, ich glaubs nicht, ich weiß es besser, was der Herr Schulmeister von der ganzen Sache gesagt hat. Ich habe einen Bruder in Spuckheim, bey dem ist er fast alle Abend und liest ihm was aus guten Büchern vor; und da weiß ich, was er selbst von der Sache hält. Solche Nasen laß ich mir nicht aufheften. Aber nehmen Sie es nicht übel Hr Schulmeister, daß ich Ihnen so wiedersprechen muß.

Schulm. Ganz und gar nicht. Hr. Wirth, laß er doch einmal seinen Christian einmal in meinem Hause den Brief von meiner Frau holen, den ich gestern von Spuckheim bekommen hätte.

W. Gut, gleich!

Schulm. Sieht er lieber Freund! Es giebt zweyerley Gespenstergeschichten, einige sind so beschaffen, daß man die Ursachen der Erscheinung, bey ein wenig Nachdenken und Erwägung der Umstände einsehen kann, andere aber haben versteckte Ursachen, und die letztern

ma-

machen es besonders, daß auch noch manche vernünftige Leute an so etwas glauben. So ist es grade dem Herrn Schulmeister mit seiner Parücke ergangen.

(Christian kommt und bringt den Brief)

Schulm. Kennt er denn die Hand und den Namen?

L. Es ist ein Brief vom Hrn. Schulmeister aus Spuckheim, das hat seine Richtigkeit.

Schulm. Nun so les er einmal.

L. (liest.) „Liebster Freund und Bruder!

Nur mit zwey Worten will ich dir melden, daß ich, rathe — daß ich meine Stutzparücke wieder habe. Vorgestern mußte unser Maurer ein Stück von unserm Kirchdach umdecken, das der vorige Sturm ruinirt hatte, und wie er die dritte Reihe Ziegeln wegnimmt, so findet er ein Nest mit 2 weißen Eyern, und eine Eule um den Kopf herausfliegen. Wie er das Nest näher betrachtet, so ist es meine Parücke. Der Lehrbursche kam gleich gesprungen, und schrie aus vollem Halse die Schulstube hinein: Hr. Schulmeister, ihre Parücke, und 2 Eyer darin. Du kannst leicht denken, was das für ein Anblick für mich war. Ich stand ganz beschämt da und wußte nicht was ich sagen sollte. Ich danke aber Gott, daß es so gekommen ist. Wer wüßte was ich zuletzt noch alles geglaubt hätte, Hexen, Zauberer u.d.gl. Nach der Erzählung des Maurers ist es eine Perleule gewesen, die Baumaterialen gesucht, und mir die Parücke vom Kopfe genommen hat. Erzähle die Geschichte den Schulkindern. Es ist gewiß eine der merkwürdigsten über den Gespen-

sterglauben. Künftige Woche werde ich von Deiner Erlaubniß Gebrauch machen und Dich mit meiner Frau besuchen; unterdessen lebe wohl.

Dein ergebenster Freund J. F. Kleinglaube."

Schulm. Nun was meynt er denn dazu?

L. Ich weiß nicht, was ich sagen soll.

W. Das ist doch wirklich eine curiose Geschichte.

Schulm. Das ist sie!

W. Was sind denn das aber eigentlich für Eulen, die mit Parücken bauen?

Schulm. Eine Perl- oder Schleiereule, wie man sie sonst nennt, ist es gewesen. Ach er wird sie wohl kennen. Sie ist ohngefähr so groß, wie eine Nebelkrähe, oder ein kleiner schwarzer Rabe, und sieht recht schön aus. Das Gesicht ist herzförmig mit weißen und rothbraunen steifen Federn eingefaßt; der Oberleib ist schön aschgrau gewässert mit kleinen schwarzen und weißen Flecken, die wie an Schnüren angereiht sind; der Unterleib ist blaßröthlich mit schwärzlichen Punkten. Des Gesichts halber, heißt diese Eule Schleyereule, und der weißen Streifen halber Perleule. Sie hält sich in Städten und Dörfern auf Thürmen, Kirchen, Schlössern, in alten Mauern und alten Häusern auf. Sie geht, wie alle Eulen des Nachts aus, und fängt Mäuse und große Käfer. Ihr Nest macht sie in die Mauerlöcher, unter die Dächer und an andere verborgene Orte, und zwar gewöhnlich auf Gest, oder Mörtel, doch fliegt sie auch nach Federn, Wolle, u. d. g. zum Nestbau, und man hat

Bey-

Beyspiele, daß sie in die Stuben geflogen ist, und hat Wolle, u. d. g. holen wollen. Diese Eulen überhaupt haben schon vielen Anlaß zu Gespenstergeschichtchen gegeben. Sie sind zum Beysp. des Abends in eine Stube geflogen, und haben mit ihren Flügeln das Licht ausgeschlagen. Wer hat dieß anders seyn können, als entweder der Teufel oder ein Gespenst. Vorige Woche erzählte mir auch ein Mann aus J., daß er den Teufel auf der Gottesackermauer habe sitzen sehen, und wie ich mir diesen Teufel genauer beschreiben ließ, so war es die größte Eule, die wir haben, ein Uhu gewesen, der vielleicht auf dem Gottesacker Mäuse gesucht hatte.

L. Da sind ja aber die Eulen garstige Thiere, wenn sie die Leute so in Furcht setzen. Man spricht ja auch, wenn sich eine hören lasse, so sterbe bald jemand.

Schulm. Ja das spricht man wohl, aber deswegen ist es nichts als Aberglaube. Die Eulen sind gar gute Thiere (ich nehme den großen Uhu aus), denn sie fressen fast nichts als schädliche Mäuse. Der liebe Gott hat sie deswegen geschaffen, daß sie die vielen Feldmäuse sollen vertilgen helfen. Es ist daher auch Unrecht, daß die Jäger solche Vögel schießen und die Füße oder Fänge, wie die Jäger sagen, von der Obrigkeit bezahlt bekommen, als wenn es schädliche Vögel wären. Es sind, wie gesagt, sehr nützliche Vögel. So lange wir noch kein sichres Mittel haben, den Verheerungen der Feldmäuse Einhalt zu thun, so haben wir auch nicht das mindeste Recht, diese Vögel zu tödten, und haben so gar

groß

groß Unrecht, wenn wir uns alsdann beklagen, daß uns die Mäuse an der Saat so vielen Schaden thaten.

Achtes Gespräch.

Vom Hanfbau.

(Im April.)

Bote und Wirth.

W. Er trägt ja heute gar zu schwer, Hr. Gevatter!

B. Es hat eben keine Noth. Ich habe nur eine Metze Hanfsaamen, den ich unsern Hrn. Schulmeister mitbringen soll. Er hat sehr viel Stubenvögel, die er damit füttert.

W. Ich dachte die Stubenvögel dürften keinen Hanfsaamen bekommen, sie würden davon krank, blind u. s. w.

B. Je nachdem sie sind. Zuweilen etwas Hanf schadet keinen Stubenvogel nichts. Bey mir macht er die Delikatessen aus, die ich meinen Vögeln zuweilen gebe.

W. Wo bringt er ihn denn her?

B. Ich habe ihn in Erfurt gekauft. Warum baut man denn aber hier keinen?

W. Vielleicht taugt der Boden nicht darzu?

B. O das dächt ich doch!

W. Vielleicht weil mans nicht versteht?

B. Dieß könnte der Fall eher seyn.

W. Ich weiß in meinem Leben nicht, daß in unsrer Flur wäre Hanf gebaut worden. Weiß er denn wie der Hanfbau behandelt wird?

B. Ach ja, ich baue selbst welchen. Es ist gar ein nützliches Product.

W. Das habe ich gehört.

B. Freylich geräth er manchen nicht; allein der Grund liegt theils darin, daß der rechte Acker nicht dazu genommen wird, theils daß der Boden nicht gehörig bereitet wird, theils daß man den Hanf selbst nicht recht behandelt.

W. Wie muß denn der Boden beschaffen seyn, wenn der Hanf gut gedeihen soll?

B. Der Hanf will einen fetten, leichten, trocknen und warmen Boden haben.

W. Ohngefähr wie mein Drey-Ackerstück, das am Dorfe liegt?

B. Grade solches; denn dieß hat lehmigen mit Sand vermischten Boden. Es wachsen zwar auf solchen Boden alle Getraidearten gut, allein der Hanf wird doch von vorzüglicher Größe und Güte. In schwarzer und feuchter Erde will er nicht gerathen. Ist aber der Boden sonst gut, und nur etwas feucht, so kann man ihn dadurch zum Hanftragen geschickt machen, daß man um den Acker herum und queer durch denselben tiefe Gräben macht; hierdurch zieht das Wasser ab, und der Boden wird trockner. Ein Erdreich aber, das mit Sand vermischt ist, ist von Natur warm und schickt sich zum Hanf am besten,

und der Landmann kann im voraus versichert seyn, daß er eine gute Erndte haben werde, wenn er Hanf darauf säet.

W. Allein wie sieht es nun mit der Zubereitung aus?

B. Hier kommen zwey Fälle in Betracht. Entweder ist das Land noch nicht aufgebrochen und mit andern Früchten bestellt gewesen, oder es hat schon Früchte getragen. Ist das Land Weide- oder Triftland, so geräth der Hanf außerordentlich gut. Er verlangt viel Nahrung, und diese findet er in solchem aufgebrochenem Triftland; denn dieß ist noch nicht von andern Getraidearten ausgemergelt. Doch kann er auch auf schon bestelltes Land gesäet werden. Die Bearbeitung des Bodens bleibt immer die Hauptsache. Wenn der Acker aus der Weide zugebrochen wird, so besteht die ganze Arbeit darin, daß man ihn einige Zeit vorher, ehe er besäet wird, in schmale Furchen fein eben einpflügt, und alsdann einige Zeit der Luft und der Sonne ausgesetzt liegen lasse. Hierauf eget man ihn eben und besäet ihn, übereget ihn abermals und überfährt ihn mit der Walze. Ist aber das Land schon vorher mit andern Getraidearten bestellt gewesen, so wird es im Herbste umgepflügt, darauf im Frühjahr geeget, und alsdann mit verfaultem Strohdünger, oder klarem Miste, oder besser mit vermoderter Erde, Schauffelschlag und Teichschlamm, auch nach erforderlichen Umständen mit Sand überfahren, tief umgepflüget, gesäet und gewalzet.

W. Wie muß denn der Saame beschaffen seyn?

B. Er muß frisch, glänzend und hart seyn. Denn läßt er sich leicht zerbrechen, so ist es ein Zeichen, daß er alt, und also zur Saat untauglich ist.

W. Wenn wird er denn aber gesäet?

B. Zu Anfange des Mais. Der Landmann muß sich mit seinen übrigen Arbeiten darnach richten, daß sein Acker um diese Zeit nicht allein gepflüget, sondern auch geeget ist; denn der Hanf bedarf keiner tiefen Bedekkung, ja er kommt gar nicht auf, wenn er zu tief liegt. Man wählt zum Säen einen trocknen Tag, kehrt sich aber nicht, wie abergläubische Leute thun, an diese oder jene Himmelszeichen.

W. Wie stark wird er denn gesäet?

B. Wie der Lein mit einfachen regelmäßigen Wurf. Darauf wird er wie gesagt, leicht übereget, gewalzet und seinem Schicksale überlassen.

W. Ist er denn dem Vögelfraß nicht ausgesetzt?

B. Gar sehr; mehr als alles andere Gesäáme. Es wollen da weder Klappermühlen noch andere Scheusale etwas helfen, wenn die Tauben oder andere Vögel ein solches Hanfstück ausgemacht haben. Am besten thut man alsdann, man stellt einige Tage Kinder dabey, die diese ungebetenen Gäste wegjagen. Der Saame keimt aber zum Glück bald, daß man also alsdann diese Wache nicht mehr nöthig hat.

W. Muß denn der Hanf auch so fleißig gejätet werden, wie der Flachs?

B. Nein, diese Mühe hat man nicht nöthig. Denn gesezt auch, es käme Unkraut zwischen den Hanf, so dürfte man es doch nicht ausgäten, weil wenn die Hanfpflanze in ihrem ersten Wachsthum gebogen wird, niemals einen rechten Stängel giebt. Der Hanf wächst aber auch ohnehin sehr geschwind, und läßt kein Unkraut aufkommen und die Schüsse schieben so dicht neben einander auf, daß sie selbst kaum Raum haben. Dadurch wird denn auch das Land verbessert, daß nämlich für die Folge weniger Unkraut auf demselben sichtbar wird.

W. Die übrige Behandlung ist wohl wie beym Flachs beschaffen?

B. Nein, Herr Gevatter. Beym Hanf ist das Besondere, daß man von einem Acker zu zwey verschiednen Zeiten erndten muß, weil nämlich der männliche und weibliche Hanf nicht zu gleicher Zeit und auf einmal reif wird *). Der männliche Hanf reifet zuerst, und man sieht dieß daran, daß die Blätter anfangen zu hängen und gelb zu werden; dann werden auch seine Halme weiß und dieß ist die Zeit zur Erndte des männlichen Hanfes. Da er aber als eine männliche Pflanze keinen Saamen trägt, so ist weiter nichts zu beobachten, als ihn auszuziehen. Man schickt also die Leute ins Feld, und läßt ihn einärndten. Er wird wie der Flachs mit der Wurzel ausgezogen. Weil man aber nur den männlichen Hanf auszieht,

*) Man siehe das 14te Gespräch, wo ich bey Gelegenheit der Befruchtungswerkzeuge der Gewächse hievon ein mehreres auch über den Hanf gesagt habe.

zieht, so muß man sich sehr in Acht nehmen, daß man dem weiblichen keinen Schaden thut, muß ihn also weder zertreten noch zerbrechen und aufziehen. Darauf bindet man ihn in Büschelchen, die nicht dicker seyn dürfen, als daß man sie mit beyden Händen umfassen kann.

W. Grade so wie die Flachsbündelchen gemacht werden?

B. Grade so! — Alsdann läßt man ihn etwas abtrocknen und setzt ihn, wie das Getraide in Garben in die Höhe. — Den weiblichen Hanf läßt man noch einige Wochen stehen, bis der Saame reif ist, alsdann zieht man ihn gleichfalls aus, bindet ihn aber in große Bunde, und läßt ihn ebenfalls abtrocknen. Man bringt ihn am liebsten nach Hause, stellt ihn daselbst im Hofe, oder noch besser im Hause selbst auf, damit er so weit abtrocknet, daß man den Saamen ausdreschen kann. Da es ohnehin um diese Zeit gern regnet, und dem Hanfstängel die etwa zurückbleibende Feuchtigkeit nichts schadet, so thut man, wie gesagt am besten, man bringt den Hanf nach Hause ins Trockne, unter Dach, alsdann kann man ihn zu jeder Zeit dreschen.

W. Wird er denn auch geröstet, wie der Flachs?

B. Allerdings! sonst würde sich ja der Bast nicht ablösen lassen. Man legt daher so wohl den männlichen als weiblichen Hanf ins Wasser, ein Bund über das andere, bis er so tief im Wasser liegt, daß das Wasser völlig über denselben weggeht. Man bedeckt die Bündel alsdann mit Steinen, Holz und Rasen, damit sie nie-

niedergehalten werden. Wenn er etwa 5 bis 6 Tage in Wasser gelegen hat, so nimmt man ein Bund hervor, wäscht es rein ab, und versucht ob sich die Blätter leicht ablösen. Geschieht dieß, so hat er genug geröstet, geschieht es nicht, so muß er noch so lange liegen, bis es geht. Alsdann werden die von Blättern entblößten Stängel in die Höhe gestaucht (grade wie beym Flachs), daß sie völlig abtrocknen. Diejenigen, für welche dieß Eintauchen und Auswaschen beschwerlich ist, machen es wie beym Flachs, und breiten ihn auf dem Lande oder auf einem Riede dünn und reihenweise aus, bis die abwechselnde Witterung den holzigen Stängel so mürbe gemacht hat, daß er sich gut brechen läßt. Es gehört dazu ein öfteres Probiren. Hat er gehörig geröstet, so bindet man ihn auf, und fährt ihn nach Hause. Bey hellem Sonnenschein setzt man ihn an die Sonne, und trocknet ihn so dürr als möglich. Alsdann bringt man ihn auf die Breche oder Braake, damit die holzigen Stängel sich von dem Bast oder Fasern absondern. Mit dieser Arbeit fängt man bey dem Wurzelende an und fährt bis zur Spitze fort. Man muß aber sehr behutsam seyn, sonst geht zu vieler Hanf bey der folgenden Bearbeitung verlohren. Dieß ist nämlich das Schwingen, wodurch das holzige Wesen vollends abgelöst wird, die Fasern zertheilt und geweicht, und zur Verarbeitung geschickt gemacht werden.

Neuntes Gespräch.

Ein naturhistorisches Räthsel.

(Im Mai.)

Hr. Schulmeister, der Wirth, Michel, Hanß und eine Menge Gäste.

S. Heute habe ich ein vortreffliches Buch bekommen. Es heißt Natur, Menschenleben und Vorsehung für allerley Leser von J. A. E. Goeze. Erster Band. Leipzig in der Weidmannischen Buchhandlung 1789. Es stehen lauter schöne Sachen darin, die auch fast alle Leute verstehen können. Wenn es gefällig ist, so will ich einmal etwas vorlesen, so wie ich es grade aufschlage.

W. Das ist ja vortrefflich. Erlauben Sie nur erst Hr. Gevatter, daß ich vorher Nachbar Micheln hier ein Glaß Bier hole.

Schulm. Recht gut. (Schlägt auf S. 184 und liest): Räthselhafte Eigenschaften eines bekannten Thiers.

„Ich glaube, daß meine Leser dieses Thier leicht und bald errathen werden; indessen ist es doch nicht unangenehm, die wirklich besondern und räthselhaften Eigenschaften desselben, mit einem Blicke zu übersehen.

Mein Thier hat eine Haut, die so hart und zerbrechlich ist, als wie ein Stein.

Alle Jahr wirft es diesen Steinpanzer ab, und legt einen neuen an, der anfänglich weiß und weich ist, mit der Zeit aber verhärtet. Dies ist die Zeit seiner

Krankheit, da sichs verkriecht, um durch Krankheit wieder gesund zu werden.

Sein Fleisch sitzt bloß im Schwanze, in den Scheeren und Füßen; seine Haare aber inwendig in der Brust.

Es hat sechs Füße; am Ende eines jeden eine kleine Scheere; am Kopfe aber noch ein Paar große, die es als Hände und Waffen gebraucht. Einfalt und Aberglaube haben daraus schon oft verwünschte Schneider gemacht.

Seine Augen trägt es auf ein Paar beweglichen Stangen. Fallen ihm Beine und Scheeren beschwerlich, oder haben sie eine Wunde bekommen, und sind fehlerhaft geworden; so kommt es auf seinen Willen an, ob es sie behalten, oder absprengen will. Wird ein stärkeres Thier sein Oberherr; so rettet es sich durch dieses Mittel aus der Gefahr. Es überläßt dem Sieger den Fuß und die Scheere, die es sich am Kopfe rasch abbricht, so auch den Fuß am Leibe, und entwischt glücklich. Es ist ihm ein Kleines, sich in Kurzem neue Füße und Scheeren wachsen zu lassen.

Sein Magen sitzt ihm im Kopfe. Bey manchem Menschen scheint es umgekehrt, daß er den Kopf im Magen habe. Mein Thier aber bekommt alle Jahr einen neuen Magen, dessen erstes Geschäfte ist, den alten zu verdauen. Wenn mancher Prasser seinen alten Magen eben sobald verwandeln könnte, was würde er drum geben?

Zu gewissen Zeiten hat mein Thier seine Eyer im Leibe. Zu einer andern Zeit aber halten sie eine Wanderung durch den Körper, und reisen ganz aus dem Leibe weg, unter den Schwanz. Hier bleiben sie an ihren Reisefäden sitzen. Die Jungen kommen aus, und hängen, wie weiße Ameisen, an der Mutter — jedes an seinem Fädchen, wie an einer Nabelschnur, woran sie auch noch ernährt werden — bis sie reif sind, abfallen, und ihre Nahrung selbst suchen können.

Zu gewissen Zeiten hat auch mein Thier ein Paar Wundersteine im Magen. Es sind zween weiße runde Körper, mit umgebogenen Rande, daß auf der einen Seite eine kleine inwendige Fläche erscheint. Auf dieser Fläche hat der Aberglaube die Mutter Gottes mit dem Kindlein schon oft gesehen. Vielleicht hat man die Weisen aus Morgenland zu Bethlehem schon mit — bald hätte ich mein Thier genannt — traktirt. Diese Steine müssen doch wohl für alle Krankheiten gut seyn, weil unsere liebe Frau leibhaftig darauf sitzt. In unserer Kirche sind die Thiersteine zu gemein, als daß sie das Marienbild tragen sollten. Nur in den Klöstern setzt sie sich darauf, damit sie solche als ein heiliges Mittel gegen allerley Uebel verkaufen, und sich damit etwas verdienen können. Die liebe Frau ist denen doch gar zu gut, die sie besser verehren, als wir profanen Leute. Freylich haben wir einen andern Glauben, und halten es für besser, ein gutes Gericht von diesen Thieren in der Schüssel zu haben, als uns mit ih-

ren Steinen zu kuriren. — Aber aus diesen Steinen soll es sich auch sein neues Steinkleid machen. Denn sobald es dies angezogen hat, sind auch die Steine verschwunden.

Mein Thier hat noch gar besondere Eigenschaften, die ihm schwerlich ein Prometeus streitig machen dürfte. Schwarz lebt es nämlich im Wasser; kommt es aber in heißes Wasser, oder in starken Brantewein, so gehts roth wieder heraus. Es schmeckt sehr gut; aber nur in den Monaten, die kein R. haben. Sage nun einer, daß die Planeten und Monate keinen Einfluß ins Thierreich hätten! Er lasse sich nur diese Thiere im December und im Junius kochen; so mag er den Beweis schmecken. In den R-Monaten hat es so viel weißen Zwirn bey sich, daß unsere Damen damit nähen könnten. Aber nur die Männchen haben diesen Zwirn. Da ich vorher der Damen erwähnt habe; so darf ichs nicht sagen, zu welchem Geschäfte dieser Zwirn gebraucht werde. Wer dieses Thier zuerst gegessen hat, muß viel Herz gehabt haben. Unter der Klasse von Thieren, wozu es gehört, ist es das größte*) Der Geruch des Schweins ist ihm eben so zuwider, als der Klapperschlange. Einer Köchin gieng es komisch, da sie nahe an einem Schweinstalle diese Thiere im Brunnentroge abspühlen wollte. Sie fiengen alle an mit den Schwänzen zu zappeln, und starben an der Epilepsie. Anfänglich meynte sie: es wäre Freude, daß sie

*) Unter den Insekten.

sie in frisches Wasser kämen; da sie aber die armen Gäste entschlafen sahe, machte sie drey Kreuze, und betete heimlich: für den Bösen uns ꝛc. Eben so gehtes, wenn man mit einem Kober voll dieser Thiere durch eine Heerde Schweine fährt.

Unter den Rüstungen der Alten waren einige Stücke, als Brustharnisch, Handschuhe, u. s. w. nach dem Schwanze dieses Thiers gemacht, um desto beweglicher zu seyn. Daher vergleicht auch der Apostel Paulus einmal damit die geistliche Rüstung der Christen: „steht angezogen mit dem — der Gerechtigkeit.“

Nun wer räth?

Michel. Es ist, sowahr ich Michel heiße, nichts anders als der — soll ichs sagen? — als der — Gott sey bey uns.

Hans. Michel, Michel, wo denkst du hin, hat denn der den Magen im Kopfe, und legt denn der Eyer. Das sollte schön in der Welt werden, wenn sich der auch noch fortpflanzte, wie die Hühner. Ich möchte selbst so eine Heerde Küchelchen haben. Es giebt so der Teufelsküchen unter den Menschen genug.

Schulm. Hahaha! Michel, was redet er vor Zeug. Hat denn der Teufel ein Steinkleid?

Michel. Der hat so viel Kleider als Tage im Jahre sind.

Schulm. Daß er doch das alberne Zeug nicht aus dem Kopfe kriegen kann. Hat denn der Teufel auch Zwirn in sich?

Mi-

Michel. Und das von Rechtswegen! Sie sind ein Hr. Schulmeister, und haben noch nichts vom Teufelszwirn gehört.

Gäste. Hahaha! Michel, Michel, Hahahaha!

Schulm. Da möchte man sich ja todt lachen, über die Historien, die er macht, Michel.

W. Kennt er denn den biblischen Spruch nicht, in welchem der Herr Schulmeister ein Wort aus ließ: Steht angezogen mit dem —

Michel. Das habe ich lange wieder vergessen.

Schulm. Nun wer weiß es?

Gäste. (Alle schreyen) Krebs.

Schulm. Getroffen.

Zehentes Gespräch.

Von einheimischen unschädlichen Schlangenarten oder von der Ringelnatter *), und der Blindschleiche **).

(Im Mai.)

Caspar, ein Landmann, der Wirth und Bote.

Bote. Glück ins Haus! (Er hält was unter dem Rocke und macht eine sehr geheimnißvolle Miene.)

Wirth. Willkommen Herr Gevatter! Was giebts denn neues unter dem Rocke. Darf man es denn sehen?

B. Das ist nun so! Wenn ers räth, so soll ers sehen.

W. Ich kann nicht gut rathen; da werde ich es also schwerlich erfahren.

C.

*) Coluber Natrix. Lin. **) Anguis fragilis. Lin.

Caspar. Darf ich rathen; ich kanns gut. Sie nennen mich nur in unserm Dorfe Rath-Caspar. Mir bleibt so leicht nie etwas verborgen.

B. Nun so rathe er einmal, Nachbar Caspar.

C. Ist es ein Heckmännchen?

B. Bewahre Gott!

W. Da wollt ich mich auch schön bedanken, wenns mir etwa zukommen sollte.

C. Ich nehms aber gleich. Die Dinger sind nicht zu verachten.

B. Weiter gerathen!

C. Ein Gevatterbrief!

B. Nein.

C. Eine Erbschaft?

B. Nein.

W. Ich habe auch keine zu erwarten, und halte auch nicht viel aufs Erben, mehr aufs verdienen.

C. Eine Citation ins Amt!

B. Nein!

W. Dafür bedanke ich mich auch.

C. Je das ist ja curios, ich kann doch sonst alles gleich herauskriegen. Ists denn etwa Nichts? und er will uns nur hänseln?

B. Hahaha! Bewahre Gott!

C. Eine Bratwurst?

B. Hahaha! Deren hat der Hr. Gevatter mehr als ich?

C. Ein Heering.

B. Hahaha! Nein.

C. Ein meerschaumer Pfeifenkopf!

B. Hahaha! Nein.

C. Nun da weiß ichs nicht.

B. Auf diese Art würde er es auch noch lange nicht heraus gebracht haben.

C. Ich will mich nicht rühmen — aber sonst kann ich doch gut rathen.

B. Will Ers nicht versuchen, Hr. Gevatter!

W. Ich werde es eben so wenig herausbringen, als Nachbar Caspar.

B. Er muß es nur nach den Regeln machen; die ich einmal seinen Christian gesagt habe, so bringt ers gewiß heraus.

W. Ich wills halt probiren, hilft es nicht, so schadet es auch nicht.

B. Nun so sage er an.

W. Ists ein natürliches Ding?

B. Was versteht er darunter?

W. Ein Ding, das die Natur hervorgebracht hat.

B. Ja! Das war schon recht angefangen.

W. Ein Thier?

B. Ja!

W. Ein Säugethier?

B. Nein.

W. Ein Vogel?

B. Nein.

W. Eine Amphibie?

B. Ja! Sieht er Caspar, wie mein Hr. Gevatter rathen kann.

C. Das ist ein Blitzkerl, und räth, wie ich höre, nur so ins Lerchenfeld hinein.

B. Nein, nein Caspar, er macht es sehr ordentlich.

W. Eine kriechende Amphibie?

B. Nein.

W. Eine schleichende?

B. Ja.

W. Doch keine Otter?

B. Nein.

W. Ein Unke *).

B. Ja!

C. Ach behüte mich Gott! gehe er mir zehn Schritte vom Leibe? Wer wird sich denn mit solchen garstigen giftigen Thieren herum tragen. Sie ist doch todt.

B. Bey Leib und Leben nicht. (Er zieht die Hand sachte hervor; und weist das Köpfchen).

C. Um Gotteswillen reterire er sich, Hr. Bote. Seh er doch, das Thier steckt ja schon die Zunge heraus, wie eine Gabel und will stechen. Ich glaube gar, er ist einer von den schönen Zeisigen, die man die Schlangenbanner nennt.

B. Ja, das bin ich. Sieht er diese Schlange habe ich gebannt. Mir thut sie nichts. Er zieht eine Ringelnatter hervor, die fast 3 Fuß lang ist.

C.

*) In Thüringen heißt die Ringelnatter auch Unke u. Hausunke, u. sonst noch: gemeine Schlange, Jungfernschlange, Wasserschlange.

C. Ueber das abscheuliche Thier. Er muß mit Hexen und Zaubern und mit — ich mag nicht sagen, mit wem? — in Bündniß stehen, daß er das Ottergezüchte angreifen kann. Voriges Jahr kam eine alte Frau in unser Dorf, die hatte auch ein Paar dergleichen schöne Vögelchen in einem Kästchen auf Kleye sitzen. Wenn sie einen Dreyer bekam, so nahm sie die saubern Thierchen in die Hände, und ließ sie ordentlich tanzen. Sie hatte ein Haselrütchen, berührte die Schlange damit und so tanzte die Schlange auf dem Hinterleibe immer in der großen Schachtel herum. Es kam einem ein Grausen an, wenn man zusah, wie dreist die Frau mit dem Thiere war. Sie ließ sie ordentlich an sich hinauf laufen, in den Busen durch den Arm weg, um den Hals herum, wo sie hinwollte, das Thier war so vertraut mit dem alten Mütterchen, daß es alle Worte verstund. Es war aber auch ein schönes Prieschen das Fräuchen. Sie konnte wahrsagen; kurirte die schwersten Krankheiten, und wer die Schlange anrührte, der, sagte sie, würde gesund. Die Leute lispelten sich aber auch in die Ohren, daß das Thier wohl noch einen andern Namen haben müßte, man nicht gerne sagte. Unter uns, es funkelte der Schlange wie lauter Feuer aus den Augen, und damit werde ich wohl klugen Leuten genug gesagt haben.

W. Es soll doch wohl der Teufel seyn, der ihr aus den Augen geguckt hat.

C. Nun wenn er es räth, so kann ich wohl Ja sagen. So ist es!

W. Er wird doch aber meinem Hrn. Gevatter hier nicht so etwas Schuld geben wollen, daß er den Teufel bey sich herum trüge.

C. Das eben nicht, aber (heimlich zum Wirth) wenn er es nicht übel nimmt, gar zu richtig ist es auch nicht. Die Leute haben schon lange gesagt, der Herr Bote aus Thüringen wäre ein Teufelskünstler, und da weiß man ja, wer der Teufelskünstler Großpapa ist.

W. Er spricht curiose Sachen, Nachbar Caspar. Der Gebrauch der Vernunft und das Nachdenken hat meinen Herrn Gevatter ein Bischen klüger gemacht, als andere Leute, aber nicht der Teufelsgroßpapa, den er im Sinne hat. Hab er nur Geduld, so wird er gleich hören, warum er die Ringelnatter angreifen kann.

B. Es sind ganz natürliche Künste, die ich treibe, Nachbar Caspar. Sieht er die Schlange kann ich deswegen angreifen, weil sie nicht giftig ist.

C. Was? nicht giftig? das mache er einem andern weiß.

B. Auf meine Verantwortung, greif er sie nur auch an; sie ist nicht giftig. Es giebt giftige und ungiftige Schlangen. In Deutschland zwey giftige und zwey ungiftige Arten. Die giftigen und schädlichen sind die gemeine Otter und die Kreuzotter *) und die ungiftigen und unschädlichen sind die Ringelnatter, die er hier sieht, und diese Blindschleiche (Er greift in die

*) Coluber Berus und Coluber chersea, Lin. Gespräche 2tes Bdchn. S. 108.

die Tasche und holt eine aus dem Schnupftuche), welche er hier sieht.

C. Behüte der Himmel, ich glaub er hat alle Taschen voll solcher niedlichen Thierchen. Was in aller Welt, will er nur mit dem Zeug machen?

B. Sieht er, damit er mich nicht für einen Schlangenbanner, Hexenmeister, oder gar für einen Menschen hält, der mit dem Teufel im Bündniß stehe, (dergleichen Leute es aber gar nicht giebt, wie ich ihm bald zeigen wollte, wenn ich lange Zeit hätte) so viel will ich ihm sagen, wozu ich sie brauche. Der Herr Schulmeister in S. hat mich gebeten, ich sollte ihm doch diese Amphibien, wenn ich sie einmal anträfe, mitbringen; er wollte sie seinen Schulkindern kennen lernen, damit sie die schädlichen und unschädlichen Schlangen von einander unterscheiden lernten. Die giftigen hat er ihnen schon gezeigt. Sieht er, das ist die Ursache.

Eilftes Gespräch.

Fortsetzung von der Ringelnatter und Blindschleiche.

(Im Junius.)

Caspar, Wirth und Bote.

C. Was werden doch die Kinder noch alles lernen müssen; den Katechismus sollen sie nicht mehr lernen, aber die Ottern, Heuschrecken, Schmetterlinge, Wanzen, Flöhe u. dergl., die sollen sie alle kennen

ler

lernen. Es wird ja zuletzt alles umgekehrt in der Welt, Herr Bote.

B. Ich dächte nicht, Caspar. Ich glaube vielmehr, so wird es erst recht gekehrt. Vorher lernten die Kinder fast nichts in der Schule, als den Katechismus, d. h., nicht bloß den lutherschen Katechismus, sondern auch noch die großen dicken Bücher voll Erklärungen darzu auswendig. Und was half dieß? Sie mußten sich abhärmen, um viel Wörter in den Kopf zu bringen, die ihnen nichts halfen. Jetzt aber läßt man sie weniger auswendig lernen, lehrt sie aber mit ihrem Verstande über alles das, was sie lernen müssen, nachdenken, macht ihnen die hauptsächlichsten Sprüche bekannt, in welchen Jesu vortreffliche Lehre enthalten sind, lehrt sie die Landesgesetze und die Landesproducte, und Handwerker kennen, und sucht sie überhaupt mit allem dem, was Gott um sie herum gemacht hat, vertrauter zu machen. Ist denn das nicht löblich?

W. Das, dächt ich, wäre vortrefflich.

C. Es läßt sich ganz gut hören, und ich bin kein Gelehrter, kann also auch nicht darauf antworten. Aber ich dächte, unser Herr Schulmeister, der noch so den rechten alten Glauben hat, der würde schon was zu antworten wissen.

W. Obs aber auch Stich hält, Caspar!

B. Darüber wollen wir jetzt nicht disputiren. Ich will ihn nur fragen, ob er es nicht für gut hält, daß die Kinder wissen, welche Schlange giftig, und welche nicht giftig ist?

C. Das versteht sich von selbst.

B. Nun, das will ich eben. Warum ist denn dieß aber gut?

C. Weil man sich vor den schädlichen in Acht nehmen kann, und vor den unschädlichen sich nicht zu fürchten braucht.

B. Das war recht brav geantwortet. Da sind wir ja auf einmal ins Reine.

C. So zeig er doch nur einmal her, (ich will Muth fassen) zeig er doch nur einmal seine Thiere her, daß ich sie auch kennen lerne.

W. Ach er kennt sie ja schon, wie ich vorhin hörte, weil er sie nennen konnte; aber hier kommt es aufs genaue Kennen an — nicht wahr, Herr Gevatter!

B. Allerdings; denn die Ringelnatter sieht, wenn man sie nur so obenhin nach der Grundfarbe betrachtet, wie eine gemeine Otter aus, und die Blindschleiche, wie die Kreuzotter. Wenn ihr mir zuhören wollet, ihr Leute! so will ich einmal den Schulmeister machen, und will euch ordentlich die Ringelnatter und Blindschleiche beschreiben, wie man es in Büchern findet, da werdet ihr darnach gleich wissen, wenn ihr wieder eine Schlange antrefft, ob es eine schädliche oder unschädliche, eine giftige oder ungiftige sey.

Nun komme heraus aus dem Schnupftuche du artige Ringelnatter du, und laß dich ein bischen genauer besichtigen. Nun hört zu:

Diese Thiere werden sehr groß. Diese hier ist, wie ihr seht, ohngefähr 3 Fuß lang. Man hat sie aber schon von 6, ja von 10 Fuß Länge in Europa angetroffen; daher

her denn dieß auch vielleicht das Thier ist, welches sonst zu den abentheuerlichen Erzählungen vom Lindwurm, den der Ritter St. Georg erlegt haben soll, Anlaß gegeben hat. Das Weibchen ist allemal größer und dicker als das Männchen. Der größte Theil ihres Körpers ist nur oben halbwalzenförmig, unten mehr platt, am spitzig zulaufenden Schwanze aber walzenförmig. Der Kopf ist oben mit harten Schilden bedeckt und schwarz; an den Seiten sitzen die schönen Augen, die golden aussehen. Sieht er wie sie blitzen, Caspar? Vorn sitzen auch 2 offene Nasenlöcher. In dem Munde sitzen kleine scharfe Zähnchen, aber keine Giftzähne mit Giftblasen, wie bey der gemeinen Otter und Kreuzotter. Der ganze Oberleib und Schwanz ist mit Schuppen besetzt, der Unterleib aber bis zum After mit Schilden, die ganz durchlaufen, wie ihr hier seht. Man zählt am Unterleibe 170 solcher Bauchschilde und 60 doppelte Schwanzschuppen. Doch trifft diese Anzahl nicht immer zu. Dadurch macht sich die Ringelnatter von der gemeinen Otter am kenntlichsten, daß sie zu beyden Seiten des Halses einen gelben Fleck in Gestalt eines Halsbandes oder Ringes hat. Beym Männchen ist der Fleck hochgelb, beym Weibchen aber blaßgelb oder auch gelblichweiß. Der Oberleib ist gewöhnlich grünblau, auch stahlblau oder aschgrau ins schwärzliche spielend. Da diese Thiere alle Jahre einmal ihren Balg abwerfen, so ist auch die Farbe bald höher bald tiefer, je nachdem der Balg jung oder alt ist. Das Kinn ist weiß, alsdann sind die Schilder am Unterleibe stahlblau, auch wohl zuweilen schwärzlich mit großen weißen Flecken.

Seht ihr, so ist das Thier gestaltet, und nun denke ich, sollt ihr es genau kennen. Nun weiter: Diese Thiere findet man nun auf den höchsten Bergen, so wie im tiefsten Thale, an den trockensten, so wie an den feuchtesten Oertern, sowohl da, wo sie niemals ins Wasser kommen, als auch da, wo sie täglich im Wasser herumschwimmen können, an den Ufern der Teiche und Flüsse. Gewöhnlich suchen sie schattige, dumpfe Oerter zu ihrem Aufenthalte auf, daher man sie in Hecken, in Miststetten, in Ställen, im Keller, unter den Viehbrücken, und in den Misthaufen, die man in Gärten und auf den Wiesen zusammenharkt, antrifft. In Mistbeeten, auf Miststetten, und in Misthaufen ist es auch, wo man ihre Eyer, die fast so groß als Taubeneyer, aber, wie sich von selbst versteht, nicht mit einer Schale, sondern bloß mit einer dicken Haut versehen sind, antrifft. Sie sind an einander geschnürt, wie Perlen oder wie Paternosterkugeln. Das Männchen gräbt gewöhnlich die Höhle aus, in welche das Weibchen die Eyer legen soll, und wird sehr böse, wenn man es in seinen Geschäfften hindert, lehnt sich in die Höhe, schnellet sich nach vornen, zischt, und riecht sehr unangenehm bockartig. Sie geben gewöhnlich im Junius und Julius, als zur Zeit ihrer Fortpflanzung, diesen sehr unangenehmen Geruch von sich. Der Herr Schulmeister, der den Thieren so oft nachgespürt hat, und den Geruch sehr genau kennt, riecht sie, und wenn eins noch so tief im Gebüsch verborgen ist. Einst fand man bey Ausführung des Düngers in Preussen so viel dieser Eyer, daß man wohl vier Scheffel davon hätte füllen können. Die Schweine fressen sie mit dem größten Appetite. In jedem Ey steckt gewöhnlich eine ganze Ringelnatter, die von der Sonnenwärme aus einem gelblichweissen Dotter, der sehr unangenehm riecht, ausgebrütet wird und ohngefähr 6 Zoll lang ist, wenn sie die Haut durchbricht. Es sind klein gar niedliche schöne Thierchen. Die Nahrung der Ringelnattern besteht in Kröten, Fröschen, Eydechsen, Schnecken, Mäusen, Insecten,

Würmern ꝛc. Alles würgen sie ganz hinein, und ich habe eine, welche einen sehr dicken Kropf oder Bauch hatte, geöffnet, und der Frosch oder die Kröte ist wieder lebendig heraus gekommen und fortgesprungen oder gelaufen. — Sie sind, wie gesagt, da sie keine Giftzähne haben, nicht blos unschädlich, sondern man kann sie auch essen, und sie sind eine Arzeney für Menschen und Vieh.

So wären wir mit der Naturgeschichte der Ringelnatter fertig. Nun kriech du wieder in das Schnupftuch, und komm du hervor, Blindschleiche, und laß auch eine Lection über dich halten, wenn die Leute noch zuhören wollen.

Alle. Herzlich gern!

Seht diese Schlange ist viel kleiner als die Ringelnatter, wird höchstens 1 1/2 Fuß lang und eines Daumens dick. Man trifft sie allenthalben in Hecken, Büschen, Hölzern und dumpfigen Gegenden, alten Gemäuern und Kellern an. Sie hat einen walzenförmigen Körper, der nach dem After zu dicker, am Schwanze etwas dünner wird und stumpf abläuft, fast eben so, wie vorn der Kopf; daher das Mährchen entstand, als hätte sie 2 Köpfe. Der Kopf ist kaum merklich von dem Körper abgesondert, klein, vorne schmal, stumpf zugespitzt, oben und auf den Seiten platt, unten rund. Oben ist er mit vielen ungleichen Schuppen bedeckt, in deren Mitte sich eine große, herzförmige vorzüglich auszeichnet. Die Augen sind sehr klein, schwärzlich und haben ihre Augenlieder, welche sich in der Sonne öfters schließen. Daher sprachen ihr die Alten aus Irrthum, wie dem Maulwurf, die Augen ab, und gaben ihr den Namen Blindschleiche. Die Nasenlöcher stehen ganz vorne und sind offen. Der obere Kiefer geht etwas über den untern vor. Die Zähne in beyden Kinnladen sind groß, gleich lang, etwas einwärts gebogen und sehr spitzig. Sie beißt zwar, da sie aber keine hohlen Giftzähne, wie die Otter hat, so ist ihr Biß auch den zärtlichsten Thieren unschädlich. Die Zunge ist breit und an der Spitze gespalten. Sie hat 135 Schuppen am Bauche und eben so viel unter dem Schwan-

ze. Die Farbe ist oben aschgrau, ins Bräunliche, an den Seiten nach oben zu röthlich, nach unten zu weißlich, und unten ins Schwärzliche fallend. — Sie gebiert lebendige Junge, und nährt sie von allerhand Insecten, Würmern und Schnecken. — Wenn man sie berührt oder sonst reitzt, so macht sie sich so steif, wie ein Stück Holz, und zerbricht, wenn man sie ohne große Gewalt mit einer Ruthe schlägt, sogleich entzwey; woher ihr lateinischer und deutscher Name seinen Ursprung hat. Die zerbrochenen Stücke bewegen sich mehrere Stunden lang, und dies hat das Vorurtheil veranlaßt, daß sie wieder zusammenwüchsen. So viel ist gewiß, daß wenn nur ein Stück vom Schwanze, der vorzüglich leicht bricht, abspringt, dieser wieder stumpf zuwächst, und daher man oft Exemplare antrifft, an welchen man nicht so leicht entdecken kann, auf welcher Seite der Kopf ist. — Sie nützt nicht allein durch ihre Nahrung, sondern dient auch selbst verschiedenen Raubthieren und Raubvögeln zur Speise. Sie wird auch in der Arzeney gebraucht. Jetzt, wenn die Tage heiß werden, legt sie sich auf Wege in Gestalt eines Ringes. Sie läßt einen oft ganz dichte an sich kommen, und wenn sie fliehet, so geschiehet es nicht so behende, daß man sie nicht erreichen und tödten könnte. Denn ihre Bewegung ist langsam, sie schlängelt sich unschlüssig von einer Seite zur andern, ohne viel weiter zu kommen. Sie heißt auch Hartwurm, vermuthlich weil sie sich so steif macht, auch Haselwurm, weil man sie häufig in Haselsträuchern antrifft.

C. Das lernen also die Kinder in eurer Schule von dergleichen Thieren?

B. Ja. Das wird ihnen ohngefähr aus der Naturgeschichte vorgetragen; freylich besser, als ich es da gethan habe, denn ich bin ja kein Schulmeister.

C. So laß ichs gelten. Es hört sich ganz gut zu.

W. Und man wird auch klüger und lernt auf das, was Gott gemacht hat, achten.

C. I nun ja!

Zwölf-

Zwölftes Gespräch.
Vom Baumweißling *) oder der schädlichen Obstbaumraupe.
(Im Junius.)
Bote, Wirth, Hans aus dem Dorfe.

H. Sieht es nicht aus Hr. Wirth, wie wenn die ganze Welt untergehen sollte. Alles präparirt sich darzu; und es fehlt nur noch die Pest, so sind wir, wo wir seyn sollen, entweder im Himmel oder in der Hölle.

W. Das wäre ja erschrecklich, wenns so schlimm aussähe wie er da spricht. Ich möchte es doch auch gern noch ein Paar Jahre mit ansehen.

B. Das Gebräude Bier muß doch erst noch ausgetrunken werden, ehe Marsch geschlagen wird. Es wäre doch Schade, wenn der gute Trunk sollte sauer werden.

H. Ja mach er nur Späschen, Herr Bote. Er ist immer der unglaubige Thomas, aber ich denke der Glaube soll ihm schnell genug in die Hände kommen. Was soll es denn nur am Ende mit dem Krieg werden? Es steht ja alles in der Welt gegen einander wie die Gickelhähne! und was sich nicht todt schmeißt, das muß der Hunger aufreiben. In Frankreich und am Rhein hat man ohnehin nichts zu beißen noch zu brechen; bey uns liegen alle Handwerker — es ist nichts zu verdienen und alles was man ansieht ist noch drey = bis viermal so theuer als sonst.

W. Schlimm genug ist es freylich.

H. Hier heißts nicht: Schlimm genug ist freylich; sondern es heißt, das Ende der Welt ist da.

B. Nun das müßte man doch ein Bischen deutlicher sehen, Nachbar Hans. Ich habe gehört und gelesen, das Ende der Welt macht der liebe Gott; das alles aber machen ja die Menschen.

H. Das hat seine Richtigkeit; allein wer macht denn die große Dürrung; wer macht denn daß kein Getraide=

*) Papilio Crataegi. Lin.

und kein Graßhälmchen wachsen will? wer macht denn, daß alle Obstbäume wie umgekehrte Besen aussehen, daß die Raupen alle Blüten und Blätter abfressen? he! machen denn das etwa die Menschen auch?

B. Das machen denn nun freylich die Menschen nicht. Allein er kann auch jetzt noch nicht sagen, daß bey der großen Dürrung schon alles verlohren sey. Das Getraide kann sich noch erholen und das Gras kann noch wachsen. Der Regen wird schon noch zu rechter Zeit kommen; und um Michaeli herum werden Scheunen und Ställe so voll seyn, wie sonst. Denk er an mich, Nachbar Hans.

H. Dawider kann ich nun freylich nichts einwenden, die Zeit wirds lehren. Allein Blüten und Blätter, die die Obstraupen abgefressen haben *), sollen doch nicht etwa auch wieder an den Bäumen hängen um Michaeli, oder Aepfel, Birnen und Zwetschchen von kahlen Bäumen abgenommen werden? he!

B. Das wohl nicht. Allein daran ist auch der liebe Gott nicht Schuld, daß diese Insecten so überhand nehmen.

H. Wer denn?

B. Die Menschen.

H. Nun das bin ich doch kurios zu hören.

B. Nun so höre er denn. Sieht er, wenn ich Thiere sehe, von denen die Menschen sagen, daß sie der liebe Gott zu ihrer Plage geschaffen hätte, so denk ich immer, der Schöpfer, der alles so schön und gut gemacht hat, muß doch seine Ursachen gehabt haben, warum er diese Thiere in die Welt gesetzt hat, und bey reifern Nachdenken finde ich die Ursachen auch. Da wo die Menschen noch wild sind, und weder alles Obst noch alles Holz was wächst, benutzen, da kann es doch wohl nichts verschlagen, daß die Raupen leben und sich von Blättern und Blüten der Bäume nähren. Da mögen sie denn also ungehindert ihre Wirthschaft treiben. Da wo aber Holz und Obst gebraucht wird.

*) So war es im Jahr 1795 in vielen Gegenden Deutschl.

wird, ist es etwas anders. Hier sollten sie freylich nicht seyn. Allein daß sie da sind, daran ist der liebe Gott nicht schuld, sondern der liebe Mensch. Der liebe Gott meynts auch da noch gut, daß er sie zuweilen überhand nehmen läßt.

W. Und wie denn so?

H. Nun was wird er uns doch da einmal für gelehrte Sachen aufbürden wollen.

B. Gar keine gelehrte Sachen. Was ist denn das vorzüglichste an dem Menschen, Hans?

W. Seine Vernunft.

B. Und wozu hat er denn die Vernunft?

W. Dazu, dazu, daß er alles, was er thut, überlegen soll.

B. Daß er seine Vernunft brauchen soll, daß er über alles, was er sieht und hört, über alles, was er unternehmen will, nachdenken soll. Wenn nun der Mensch so viele Raupen sieht, die ihm seine Obstbäume abfressen, muß er sie denn fressen lassen, oder was muß er thun, Nachbar Hans?

H. Er muß — er muß — er muß —

B. Nun will es denn nicht heraus.

W. Haha! Er muß nachdenken, nicht wahr Herr Gevatter! wie er sie los werden will.

H. Ja da könnte ja einer nachdenken, bis an sein seel'ges Ende.

W. Man hat aber doch schon darüber nachgedacht. Man raupt ja die Bäume mit der Raupenscheere, und es werden ja auch deßhalb von der Obrigkeit Gesetze gegeben.

H. Hilft denn aber das etwas, Herr Bote! wenn das Ungeziefer einmal überhand genommen hat. Da denke er doch nach, so lange als er will, das Denken hat auch seine Gränzen.

B. Dieß beweißt nur, daß das Raupen mit der Scheere noch nicht hinlänglich ist und daß dies Mittel nur dann hilft, wenn die Raupen nicht in so großer Menge vorhanden sind, wie heuer.

H.

H. Weiß er denn aber ein besseres?

B. Ich dächt es.

W. Und das wäre?

B. Wenn man machte, daß es gar keine dergleichen Raupen mehr gäbe.

H. Das kann aber der liebe Gott nur allein, Herr Bote.

B. Ich denke wir können es auch, und zwar durch unsere Vernunft. Woher mag es denn wohl kommen, daß in Vernunfthausen fast gar keine Raupen anzutreffen sind?

H. Ja, das liegt hinter den Bergen, da kann die Luft das Ungeziefer nicht hinführen.

B. Das ist der Grund gar nicht; denn die Luft führt weder diese Insecten herbey noch regnen sie. Die wahre Ursache ist der dortige Herr Pfarrer Tiefsinn. Dieser hat durch sein Nachdenken herausgebracht, wie man diese Insecten vermindern könne. Er lehrt auch den Schulkindern in der Schule nicht nur alle nützliche Thiere und Gewächse kennen, sondern auch die schädlichen, und zeigt ihnen, wie sie die nützlichen vermehren und die schädlichen vertilgen müssen. Und da hat er denn auch den Kindern gelehrt, wie sie es anzufangen haben, daß die schädlichen Obsträuber wegkommen. — Und seit der Zeit braucht man in jenem Dorfe keine Raupenscheere mehr.

W. Wie wird denn das gemacht, Herr Gevatter?

B. Sieht er, hat den Kindern die Schmetterlinge oder Milchdiebe (wie sie die Kinder nennen) kennen gelernt, welche die Eyer legen, aus welchen diese Raupen entstehen, hat ihnen die Raupe gezeigt, welche aus den Eyern kömmt, und die Puppe, in welche sich die Raupe verwandelt, ehe sie zum Schmetterlinge wird.

W. Nun weiter!

B. Da gehen nun die Kinder nicht bloß auf die Raupenjagd aus, sondern vorzüglich auf die Puppen- und Schmetterlingsjagd. Denn wenn sie einen Schmet-

terling tödten, und es ist ein Weibchen, so tödten sie zugleich eine erstaunende Menge Eyer, die er sonst gelegt hätte; wenn ich aber der Henne den Kopf abschneide so legt sie keine Eyer, und es kann natürlich auch kein Küchelchen ausgebrütet werden. Und so geht es denn auch mit diesen Insecten; wenn der Schmetterling keine Eyer legen kann, so kann die Sonne auch keine ausbrüten und es entstehen auch keine Raupen.

H. Das ist ja sonderbar.

W. Aber wie sieht er denn aus, der Schmetterling?

Er kennt doch den großen Kohlweißling (S. Gespräche B. 2. S. 121.), dessen Raupen den Kohlgewächsen oft so schädlich werden, wenn man sie über sich herrschen läßt.

W. O ja, wir haben ja schon einmal über diesen Schmetterling gesprochen.

B. Von eben der Größe ist der Baumweißling, der auch Heckenweißling, Lilienvogel und Weißdornfalter heißt. Er ist weiß, und seine Flügel sind bloß mit schwarzen Adern durchzogen. Manchmal findet man auf denselben gar keinen Federstaub, und besonders die vordern sind oft so durchsichtig wie Glas. Auch trifft man welche an, die auf der Unterseite eine unzählige Menge schwarzer Pünktchen haben. Dieser Schmetterling fliegt nun in unzähliger Menge im Sommer, besonders in der letzten Hälfte des Junius und der ersten des Julius in den Gärten und auf den Wiesen, auf den Blumen und an den Hecken und Bäumen herum. Wenn daher die Kinder diesen Schmetterling kennen, so können sie beym Spielen eine große Menge derselben fangen und tödten. Sie sind auch nicht so schwer zu fangen, wie andere Schmetterlingen, sondern lassen sich leicht mit der Hand von der Blume nehmen, besonders wenn die Zeit da ist, daß sie sich begatten. Sieht er, das ist ein Hauptmittel, diese Insecten loß zu werden.

W. Aber da macht man ja die Kinder grausam?

B.

B. Das dächt ich nicht; denn man lehrt sie ja nicht die Thiere für Spaß fangen und quälen, sondern sagt ihnen die Ursache, warum sie todt gemacht werden müssen. Und dadurch zeigt sich bloß, daß der Mensch durch seine Vernunft Herr über die Thiere des Feldes, also auch über die Insecten ist. Wenn er das für grausam hält, so dürften, mit Ehren zu melden, sich die Kinder auch keine Läuse abkämmen.

H. Und wir dürften auch kein Fleisch essen, denn das hat doch auch erst gelebt. Nicht wahr, Herr Bote?

B. Ganz recht, Nachbar Hans!

W. Ist denn dieß nun die ganze Vertilgung der schädlichen Thiere?

B. Das Vorzüglichste davon. Aber wenn der Mensch Herr über dieselben werden will, so muß er ihre ganze Geschichte kennen, woraus sich denn leicht Mittel erfinden lassen, wie man sie am leichtesten und besten vertilgt.

H. Nun erzähl er doch weiter. Ich habe in meinem Leben so was nicht gehört.

B. Die Weibchen von diesen Baumweißlingen legen jetzt im Julius ein Klümpchen gelbe Eyer, wie die vom Kohlweißling an die Blätter der Pflaumen, Zwetschchen-, Äpfel-, Birn- und andere Obstbäume, auch an die Blätter des Weiß- und Schwarzdorns. Die Räupchen kriechen noch im Herbst aus und überwintern in einem sehr dichten Gespinnste, in welchem sie vor Frost und aller schlechter Witterung sicher sind. Damit aber das Blatt an welchem sie sitzen nicht abfalle, befestigen sie es mit dem Gespinnst, das wie Spinnengewebe aussieht, an einen Zweig. Im Frühjahr erwachen sie frühzeitig und fressen die Knospen der Blätter und Blüten, und die Blätter und Blüten selbst ab. Anfangs leben sie auch noch in Gesellschafft, und gehen alle Abend in ihr Gespinst zurück. So wie sie aber größer werden und sich zum drittenmal häuten, so zerstreuen sie sich auf dem Baume herum, und setzen sich des Nachts an die dicken Zweige und Stämme der Wetter- und Windseite

seite gegenüber. Wenn sie ohngefähr so lang wie ein kleiner Finger und wie eine Federspule dick sind, dann laufen sie den Baum herab, begeben sich in in dichte Zäune und an die Wände der Häuser und werden zu einer Puppe. Diese Puppe ist eckig, grünlichgelb, schwarz gesprengt und hat eine Spitze am Kopf. Die Raupe aber ist lang behaart, aschgrau und hat schwarze und orangengelbe Streifen.

H. Die Raupe kenne ich mehr als zu gut.

B. Sieht er, was nun von diesen schädlichen Insecten nicht von Schmetterlingen getödet ist, das kann noch als Puppe getödet werden. Es kömmt nur darauf an, daß die Leute und besonders die Schulkinder diese Thiere erst kennen.

W. Das hat seine Richtigkeit. So was lassen sich die Kinder nicht zweymal sagen,

B. Und auf diese Art sind die Raupen in Vernunfthausen getödet werden. Wenn nur jeder Gartenbesitzer seinen Garten auf diese Art rein hielt, so würden gewiß in kurzem diese Insecten so einzeln seyn, wie in manchen Gegenden der Schweiz die Maikäfer.

H. Das läßt sich alles recht gut hören. Allein er sagte ja vorhin, der liebe Gott meynte es auch da noch gut, wenn er diese Thiere überhand nehmen ließe. Wie versteht er denn das?

B. Das verstehe ich so. Er giebt uns Gelegenheit seine Werke zu bewundern, weil wir auf diese Art seine Geschöpfe kennen lernen müssen. Nicht wahr nun weiß er doch die ganze Geschichte des Baumweißlings. Würde er denn wohl je sich um das Thier bekümmert haben, wenn er nicht durch den Schaden, den es thut, darauf wäre gebracht worden?

W. Da hat er Recht, Hr. Gevatter.

B. Immer wird dadurch der Mensch im Nachdenken geübt, er erlangt mehr Kenntnisse, er wird klüger. Und dieß ist doch wohl auch was werth.

H.

H. Das wüßte ich nun eben nicht.

V. Was ist denn das Edelste an ihm, der Magen oder der Verstand.

H. Ich weiß nicht, was ich ihm darauf antworten soll. Die Frage ist ein bischen zu spitzig.

W. Das glaub ich, Nachbar Hans, spricht er, der Magen, so ists dem Herrn Gevatter nicht recht, und spricht er, der Verstand, so scheint es ihm selbst nicht recht zu seyn.

V. Ich merke wohl: Er hält viel auf den Magen.

H. Und warum nicht. Was thut man denn nicht um des lieben Magens willen. Alles arbeitet ja um dieses Magens willen, der Fürst wie der Tagelöhner.

V. Das hat seine Richtigkeit, daß fast alles um des lieben Magens willen geschieht. Aber geht er denn auch um des Magens willen in die Kirche?

H. Das wohl nicht. Und wenn wir das so nehmen wollen, so ist ja wohl der Verstand das edelste.

V. Das denk ich auch. Er kennt doch wohl den dummen Isaak?

H. Der an der Straße nach E. zu sitzt und bettelt?

V. Ja den. Der hat doch wohl auch einen Magen?

H. Der mag ihrer wohl vier haben wie die Kühe, denn es soll ein entsetzlicher Fresser seyn.

V. Warum arbeitet denn der nicht um des lieben Magens willen?

H. Weil er keinen Verstand hat.

V. Also muß doch wohl der Verstand edler seyn, als der Magen.

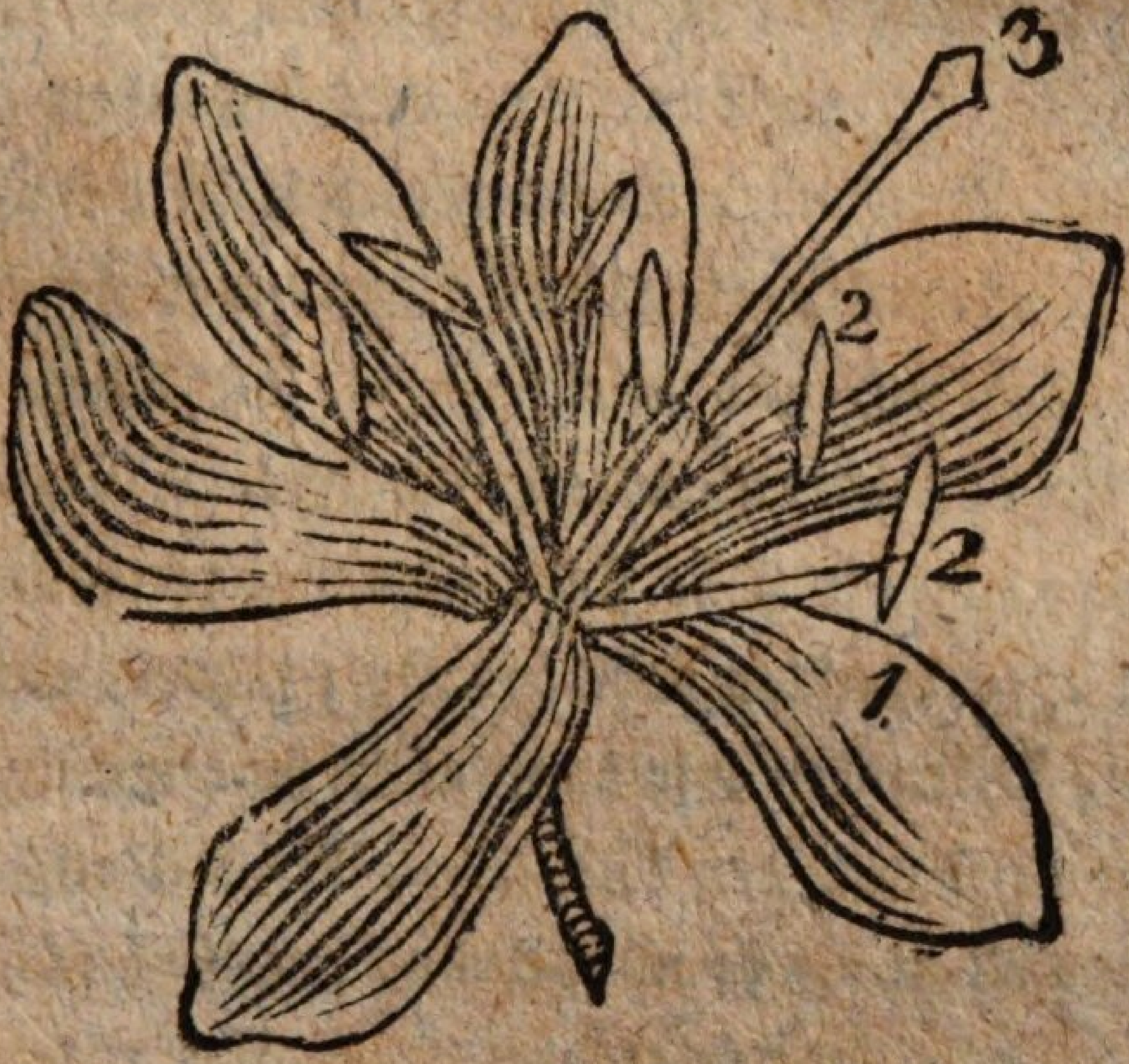
H. Sonach! Mit dem Verstande kommen wir ja auch in den Himmel, und den Magen müssen wir da lassen.

V. Ganz recht! Ists denn nun nicht gut, daß wir den Verstand üben?

W. Freylich. Und an solchen Dingen können wir ihn nun üben, wie er so eben gesehen hat.

Dreyzehentes Gespräch.

Ueber das männliche und weibliche Geschlecht bey den Pflanzen.



(Im Julius.)

Michel, Bote und Wirth.

M. Was wird es doch noch in der Welt werden. Die Kinder werden jetzt überklug gemacht. Gestern kam mein ältester Sohn, Christöffel, aus der Schule und brachte eine ganze Handvoll Kräuter mit, die er mir alle ein Duzendmal hinter einander hernannte. Er hüpfte und sprang dazu wie närrisch in der Stube herum. Nun bist du nicht gescheut, Christöffel, sagte ich, was giebt

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

es denn nur? Heysa Vater, rief er, und sprang immer dazu herum, nun lernen wir auch Botanik in der Schule. Was zum Kuckuck ist denn das Botanik? sagte ich. Ja antwortete er, seht Ihr, das habt ihr nicht gelernt— Das ist die Kenntniß der Pflanzen oder Gewächse. Der Herr Schulmeister sagte heute, nun wollte er uns auch, da wir so gut im Generalexamen bestanden hätten, alle Bäume, Sträuche, Kräuter und Gräser kennen lernen, die um unsern Dorfe wüchsen, und was sie alles nutzten und schadeten, und wie man die nützlichen vermehren und die schädlichen ausrotten müßte. Das hieß man die Botanik. Das sollte eine Lust werden. Wenn wir dann Heu machten oder ins Holz führen, oder an Acker zögen, so kennten wir dann alles, was um uns her wüchse, wüßten was den Menschen, den Kühen, den Schafen und allem Viehe nützlich und was ihm schädlich wäre, und dann sollten wir erst den lieben Gott recht bewundern lernen und recht lieb bekommen, wenn wir so in jeder Blume bemerkten, wie er alles so schön und gut gemacht hätte. Seht Ihr, heute hat er uns diese sechs Kräuter kennen gelernt:

1) Giftiger Wüterich,

2) Gartengleise,

3) Wolfskirsche, drey schädliche Kräuter—

4) wilder Pastinak, ein Unkraut —

5) gemeiner Ehrenpreiß ein Gewächs, das man in den Apotheken braucht —

6) Das

6) Das haarfeine Straußgras, ein vortreffliches Futtergraß für Rindvieh und Schafe.

Aber was das schönste war, so hat er uns auch gezeigt, daß auch bey den Gewächsen Männchen u. Weibchen seyn muß, wie bey den vierfüßigen Thieren, oder wie bey den Vögeln Hähnchen und Siechen, wenn sie sich fortpflanzen sollen. Das war Euch gar curios, Vater; Morgen will er eine weiße Lilie mitbringen, da will er uns alles noch einmal recht deutlich daran erklären, an diesen Pflanzen, sagte er, wäre alles gar zu fein.

Nun was meynt er denn dazu Hr. Bote. Was soll aus solchen Jungen werden — Supertenden aber doch keine Bauern?

B. Zu einem Superintendenten gehört nun noch ein Bischen mehr, Michel, als dieß, und dafür braucht er also nicht bange zu seyn. Allein ich denke Eure Kinder hier sollen einmal rechte gescheute Bauern werden.

M. Gescheuter als wir?

B. Das wird sich ausweisen. Können sie nicht schon jetzt besser lesen als ihr?

M. Da hat er Recht.

B. Besser schreiben?

M. Richtig.

B. Besser rechnen?

M. Das ist wahr.

B. Nun so sieht er doch, daß sie schon in dreyen Stükken gescheuter sind. Geht ihr denn nicht wie die Blinden im Lerchenfeld herum, und kennt weder dieß noch

das, wißt nicht was euerm Vieh von den Kräutern nutzt, noch was ihm schadet. Werden eure Kinder nun nicht gescheuter seyn, wenn sie wißen, dieß Gras macht viel Milch, jenes macht blutende, dieß Kraut heilt und jenes macht krank Und wenn sie auch weiter nichts lernten, als den lieben Gott in seinen Werken bewundern, so wäre das schon was werth. Nicht wahr, wenn ihr da die Räderchen an meiner Taschenuhr betrachtet, und seht wie alle Stunden so ordentlich gezeigt werden, ohne daß man was an der Uhr zu machen braucht, als sie aufzuziehen, so denkt ihr das muß doch ein sehr geschickter Mann seyn, der die Uhr gemacht hat; wenn nun aber eure Kinder alle die Blumen kennen lernen, sehen wie verschieden sie sind, wie viel es ihrer giebt, wie kein Blättchen dem andern gleich sieht, wie alles an denselben seinen Nutzen hat, wie alles so klug in einander gepaßt ist, nicht wahr, da lernen die Kinder den lieben Gott als den größten Künstler kennen, ehren und was das beste ist, auch lieben.

M. Das Ding läßt sich hören. Allein sag er mir nur in aller Welt, was es mit dem Männchen und Weibchen bey den Pflanzen seyn soll. Es kann doch ohnmöglich wie beym Widder und Schafe, oder wie beym Tauber und der Täubin seyn.

B. Nicht grade so, das versteht sich, sonst müßte er es ja schon bemerkt haben, aber doch auf ähnliche Art. Herr Gevatter, (der Wirth tritt eben herein) hat er denn keine weiße Lilie im Garten, die jetzt grade blühen.

Ich

Ich will Nachbarn Micheln daran erklären, was man bey den Blumen männliches und weibliches Geschlecht heißt.

W. O ja, ich habe etliche Büsche im Garten stehen, die jetzt eben voller Blumen hängen. (Er geht ab.)

B. Da wird sich dann sein Christöffel wundern, wenn er morgen aus der Schule kommt, und er versteht auch schon etwas von dem Krame. Freylich werde ich es ihm nicht so genau und vollständig erklären können, wie der Herr Schulmeister, aber ich denke doch, er soll es begreifen.

W. (Kommt wieder) Hier ist ein ganzer Stängel.

B. Ich danke schön, Herr Gevatter!

M. Ich für meinen Theil auch, Herr Wirth. Es ist aber Schade für den ganzen Stängel. Er hätte ja können Lilienwasser daraus machen.

W. Es ist nicht Schade; wenn er nur das begreift, was ihm der Herr Gevatter daran zeigen will, so ist das mehr wérth, als eine ganze Kanne Lilienwasser. Geb er nur Achtung, obs nicht wahr ist.

B. Nun so rücke er näher, Nachbar Michel. Sieht er hier (S. 97 Nr. 1) die 6 großen Blätter, das sind die Blumenblätter.

M. Das hab ich lange gewußt.

B. Nur nicht zu hitzig. Diese Blumenblätter heißen die Blumenkrone.

M. Das ist kurios. Wo wäre denn die Krone?

B. Eine wirkliche ist freylich nicht da. Kurz und gut, die Herrn Pflanzenkenner nennen die bunten Blätter an den Gewächsen, die wir Blumenblätter nennen, die Blumenkrone.

M. Gut! Ich laß mirs gefallen.

B. Nun weiter im Text. Sieht er denn hier (2) die 6 weiße Stielchen, welche oben so gelbe Hämmer haben.

M. Freylich.

B. Das sind die männlichen Befruchtungswerkzeuge oder das ist das männliche Geschlecht bey den Pflanzen.

M. Ha ha ha! Ueber die Historien!

B. So ein Stielchen heißt ein Staubfaden, und so ein Hämmerchen ein Staubbeutel. Die weiße Lilie hat also 6 Staubfäden und 6 Staubbeutel.

M. Das sehe ich wohl, aber mit dem männlichen Geschlecht, das will mir nicht im Kopf.

B. Nur Geduld; es soll auch noch hinein. Hier in der Mitte steht nun das weibliche Befruchtungswerkzeug. (3)

M. Ach er hat mich gewiß zum Hänschen, Herr Bote!

B. Ganz und gar nicht, nur aufgepaßt. Sieht er, dieß weibliche Befruchtungswerkzeug besteht aus drey Theilen. Da unten die grüne sechseckige Säule, das ist der Fruchtknoten, der grünlichgelbe Nagel ist der

Staub-

Staubweg, und oben drauf der dreyeckige Kopf, das heißt die Narbe.

M. Aber da bin ich nun so klug wie vorher. Wie in aller Welt kann er da die Dinge männliche und weibliche Befruchtungswerkzeuge nennen?

B. Nur ganz stille, Nachbar Michel; laß er mich nur erst fertig werden. Sieht er denn da den gelben Staub, der an den Staubbeuteln hängt?

M. Sehr gut.

B. Dieß ist der Saamenstaub (Blumenstaub, Blütenstaub). Sieht er denn auch, daß oben die Narbe rauh ist und von einer klebrigen Feuchtigkeit glänzt?

M. Auch das sehe ich.

B. Dieser gelbe Saamenstaub, der aus den Staubbeuteln kommt, wenn sie sich öffnen, wird nun vom Wind oder Regen auf die Narbe gebracht, und dadurch wird sie befruchtet. Wenn die Staubbeutel dieß Geschäffte verrichtet haben, so werden sie welk, fallen ab, nach und nach wird die Narbe und der Staubweg auch welk und fallen ab, und nur der Fruchtknoten unten schwillt auf, wird immer dunkler, der Saame darin wird immer größer, und zuletzt reif, kann gesäet werden, und von diesen Saamen gehen die jungen Pflänzchen auf.

M. Aber nehme er mirs nicht übel, Hr. Bote, da bin ich noch eben so klug wie vorher. Ich sehe noch immer nicht ein, wie die Hämmer das männliche und der Nagel das weibliche Befruchtungswerkzeug seyn sollen.

B. Wenn er doch nur Geduld hätte. Es soll alles noch kommen. Sieht er, wenn er nun die Staubbeutel abbricht, ehe der Saamenstaub auf die Narbe geflogen ist, so entsteht entweder gar kein Saame, oder wenn auch welcher entsteht, so geht er doch nimmermehr auf. Warum? der Fruchtknoten ist nicht befruchtet. Mach er einmal die Probe.

M. Das wäre doch curios.

B. Und wenn er in der Mitte den Staubweg und die Narbe abbricht, so entsteht wieder kein Saame. Warum? die Staubbeutel können den Fruchtknoten nicht befruchten. Er verdirbt also.

M. Ey das wäre doch was gar wunderbares!

B. Glaubt er denn nun, daß man bey den Pflanzen auch ein männliches und ein weibliches Geschlecht hat?

M. Wie ich höre.

B. Sieht er denn auch nun, daß sein Junge nicht närrisch im Kopfe ist, wenn er sich freut, daß ihn der Hr. Schulmeister so etwas lehren will?

M. Sonach.

Vier-

Vierzehntes Gespräch.

Fortsetzung des vorigen Gesprächs.

(Julius.)

Bote. Wirth. Michael.

W Ich habe auch schon mehrmalen unsern Herrn Schulmeister von den männlichen und weiblichen Geschlechte bey den Gewächsen sprechen hören; allein manches ist mir doch noch dunkel. Da habe ich z. B. ein Wachholderbäumchen in meinem Garten, das trägt keine Wachholdern und wenn es im Mai noch so schön blühet, und mein Nachbar Jeremias hat eins in seinem Garten, das trägt Wachholdern, und man sieht es kaum blühen.

B. Das ist wieder ein anderes Kapitel, Hr. Gevatter. Der Wachholderstrauch gehört unter die Gewächse mit ganz getrennten Geschlechtern.

M. Tausend Sechs und Sechzig!*) Was sind das wieder für Dinger. Ich glaube, es giebt auch halbe Geschlechter, Hr. Bote! Hahaha!

B. Es könnte wohl seyn, Michel.

*) Ein Flickwort in Thüringen statt eines Fluchs. Solche Flickwörtchen passiren nun freylich eher, als die gewöhnlichen Hausflüche.

M. Möchte man sich doch bucklich lachen über die Pomtanik**), was da für Zeuch alles vorkömmt.

W. Es sind aber lauter nützliche Sachen, wie er gleich vom Hrn. Gevatter hören wird.

M. Nun was sind denn das für Gewächse mit getrennten Geschlechtern?

B. Solche, wo die männlichen und weiblichen Befruchtungswerkzeuge, oder wie man auch spricht die männlichen und weiblichen Blüten auf verschiedenen Gewächsen stehen.

W. Also hätte mein Wachholderbäumchen wohl blos männliche Blüten?

B. Allerdings. Mir deucht ich hätte es ihm schon einmal gesagt.

W. Es kann wohl seyn, aber es ist mir wieder entfallen.

B. Wenn er im Mai aufmerksam gewesen ist, so wird er gefunden haben, daß lauter kleine gelbe Klümpchen von der Größe einer Johannisbeere daran hiengen, die eine erstaunende Menge gelben Staub in sich enthalten, welches der Blumenstaub der männlichen Befruchtungswerkzeuge ist, und der also aus den Staubbeuteln herauskommt.

M. Es ist doch nicht das gelbe Mehl, welches einen auf den Schuhen hängen bleibt, wenn man durch die Wachholderbüsche geht?

B. Gar recht, das ist es! Wenn er aufmerksam gewesen ist, so wird er gefunden haben, daß wenn man

durch

**) Soll heißen Botanik. Michel hat das Wort vergessen.

durch solches Wachholdergebüsch geht, und an die Büsche stößt, so fährt bey trocknem Wetter aus manchen eine Wolke von gelben Staub, aus andern aber, man mag stoßen und klopfen wie man will, fährt nichts. Jenes sind die männlichen Wachholderbüsche, dieß die weiblichen. Jene haben bloß Blüten, die Saamenstaub von sich geben, diese haben aber so ganz kleine grüne sternförmige Blütchen, aus welchen die Wachholdern entstehen, jene haben also männliche und diese weibliche Blüten. Wenn der Blumenstaub von dem männlichen Wachholderstrauch auf die Blüten der weiblichen fliegt, welches leicht geschehen kann, da er ja in solcher Menge vorhanden und so fein ist, daß ihn der Wind leicht fortführen kann, so wird die weibliche Blüte befruchtet und die Wachholdern die alsdann entstehen, bekommen Saamen, der aufgeht, wenn man ihn in die Erde bringt. Steht sein Wachholderbäumchen so nahe bey seines Nachbars seinen, daß der Wind den Saamenstaub noch dorthin führen kann, so wird der Baum befruchtet, und die Wachholderbeeren, die jener Baum trägt, bekommen Saamenkernchen, welche aufgehen. Stehen aber die Bäume so weit von einander, daß der Saamenstaub nicht bis dorthin fliegen kann, so gehen nicht nur die Saamenkerne in den Wachholdern nimmermehr auf, sondern er wird auch bemerken, daß die Wachholdern selbst kleiner und nicht so vollkommen werden, als man sie gewöhnlich im Walde findet, wo männliche und weibliche Wachholderbüsche untereinander stehen.

W. Nun ist mir doch das Räthsel auf einmal gelöst.

B. Ich will ihn nur noch auf ein Exempel aufmerksam machen, damit er recht einsieht, was es mit den Gewächsen die das männliche Geschlecht auf einer eignen Pflanze haben, und das weibliche ebenfalls auf einer eignen Pflanze, für eine Beschaffenheit hat.

W. Da hat er Recht, Herr Gevatter, die Exempelchen erklären die Sache immer am besten. Man denkt zuweilen man hätte etwas bey allen vier Zipfeln gefaßt, und ehe man sichs versieht, so ist einem wieder ein Stück davon entwischt.

M. Mir entwischen sie gewöhnlich alle. Meine Frau seliger, tröste sie der liebe Gott, sagte immer, ich hätte keine gute Mimorie *), wenn ich ihr für einen Pfennig Pfeffer oder einen halben Hering aus der Stadt sollte mitbringen und es vergessen hatte.

B. Man baut doch in hiesiger Flur auch Hanf?

M. Nicht gar zu viel. Ich habe aber dieß Jahr selbst ein Viertel-Acker draußen.

B. Desto besser. Weiß er denn nun was der Fimmel ist?

M. Das ist eine curiose Frage! Fimmel ist Fimmel und Hanf ist Hanf.

B. Es scheint wirklich, wie wenn seine seelige Frau recht gehabt habe, daß er keine Memorie hätte.

M. Nun warum denn?

B.

*) Memorie und Gedächtniß.

B. Findet er denn keinen Unterschied zwischen dem Fimmel und dem Hanf.

M. Ich habe es ihm ja schon gesagt, daß dieß Fimmel und jenes Hanf ist; das ist ja Unterschied genug.

B. Allein was macht denn diese Pflanze zum Fimmel und jene zum Hanf?

M. Daß diese früher blühen und eher reif und ausgerauft werden als jene.

W. Nun riech ich den Braten. Nicht wahr und daß dieß die männlichen Hanfpflanzen sind und jene die weiblichen.

B. Das war getroffen. Sieht er, Nachbar Michel, der Fimmel, welcher auch an andern Orten Fimmel, Hänfin oder Beßling heißt, enthält beym Hanf die männlichen Blüten, in welchen bloß 5 Staubfäden mit viereckigen Staubbeuteln stehen. Und dieß ist der männliche Hanf. Der eigentliche Hanf aber hat wenn er blüht 2 Staubwege und einen kleinen Fruchtknoten, und dieß ist der weibliche Hanf. Der Hanf ist also ein Gewächs mit ganz getrennten Geschlechtern.

W. Es ist ja ganz natürlich. Wenn man nur seine Augen recht aufthäte, so könnte man solche Dinge alle von selbst herausbringen. Der Fimmel trägt ja nie Saamen, aber der eigentliche Hanf trägt Saamen. Deßwegen rauft man jenen auch gleich aus, wenn er abgeblüht hat, diesen aber läßt man stehen, bis der Saame reif wird.

B. Weiß er denn aber auch, wo der Hanf herstammt, Hr. Gevatter?

M. Wo sollte er denn anders herstammen, als aus Deutschland?

B. Nein, es ist kein inländisches Gewächs.

M. Wo meiner herstammt, das weiß ich — aus Erfurt. Ich habe mir den Saamen lassen von einem Straßenfuhrmann mitbringen.

B. Ja lieber Michel, Erfurt liegt auch in Deutschland; denn in Erfurt sprechen sie eben so deutsch, wie hier in Klugheim. Allein ich frage darnach, wo das eigentliche Vaterland des Hanfs wäre, wo er wild wüchse, und ans was für einem Lande er nach Europa und Deutschland gebracht worden wäre?

M. Stehts denn nicht in der Bibel?

B. Nein da kann so etwas nicht stehen, denn die Bibel ist älter als der deutsche Hanf; und solche Dinge findet man auch gewöhnlich nicht in der Bibel. Aber das Land aus welchen er stammt, wird oft in der Bibel genannt.

M. Baruch etwa.

B. Bey Leib und Leben nicht, Michel, das ist der Verfasser eines Apogryphischen Buchs, welches das Buch Baruch heißt.

M. Egypten vielleicht.

B. Nein, Persien. — Aber damit wir nicht von der Sache abkommen. Er hat also gesehen, Hr. Gevatter, daß der Hanf ein Gewächs mit ganz getrennten

Geschlechtern ist; denn wollte man den männlichen Hanf ganz und gar ausraufen, ehe er blühte, so würde der Saame vom weiblichen gar nicht zur Aussaat können gebraucht werden. Eben so ist es mit dem Hopfen, auch dieser ist ganz getrennten Geschlechts. Es giebt nämlich Hopfenstauden, die keine gebliche Fruchtzapfen bekommen, sondern davon die Blüte abfällt. Dieß ist die männliche Pflanze; die weibliche bekommt nur solche Zäpfchen, die man zum Bierbrauen braucht. Wenn also jemand Hopfen aus den Saamen ziehen wollte, die zwischen den Blütchen der Fruchtzapfen stecken, der würde sich sehr betrügen, wenn er keine männlichen Hopfenstöcke in seinen Hopfenbergen zöge, denn der Saame würde, da er nicht befruchtet worden, nicht aufgehen.

M. In Weinbergen findet man aber selten solchen Hopfen, der falsch blühet.

W. Ganz recht; denn man würde ihn ja vergeblich erziehen und bearbeiten, da man den Saamen bey uns nicht braucht. Man pflanzt bey uns den Hopfen durch Fechser fort.

B. Gewöhnlich glauben die Leute, welche solchen männlichen Hopfen in Hecken finden, dieß sey der wilde Hopfen, der wenn man ihn fortsetze, auch zahmer Hopfen oder Hopfen Fruchtzapfen werde. Allein sie irren sich. Aus einer männlicher Staude wird nie eine weibliche.

W. Das habe ich auch oft gehört.

B. Eben so sind auch alle Weidenarten, die Esche, die

die weiße und schwarze Pappel, der Taxusbaum rc. Gewächse mit ganz getrennten Geschlechtern.

M. Aber wie sieht es denn mit den halben Geschlechtern aus?

B. Halbe Geschlechter giebt es nun eigentlich nicht, aber Gewächse mit halbgetrennten Geschlechtern. Hat er denn auf die Gurken Achtung gegeben, wenn sie blühen?

M. Ich habe mich heuer schon genug geärgert, wenn ich in mein Grabgärtchen komme. Sie blühen alle falsch; ich glaube nicht, daß ich auf meinen 4 Beeten, ein Mandel Gurken bekomme.

B. Was nennt er denn aber die Gurken blühen falsch?

M. Daß sie link blühen.

B. Was heißt denn aber link blühen?

M. Sie bekommen keine Gurken.

B. Weiß er denn aber, warum dergleichen Blumen keine Gurken tragen?

M. Weil sie falsch oder link blühen.

B. Weil es männliche Blüten sind. Bey den Gurken stehen die männlichen Befruchtungswerkzeuge in besondern Blüten. Daher kömmts, daß nur einige Blüten Gurken tragen, andre aber nicht. Jene haben blos Staubfäden in ihren Staubbeuteln und diese blos Staubwege und Fruchtknoten, welches der Ansatz zur Gurke oder das kleine Gürkchen unter der Blüte ist. Ein solches Gewächs also, wo besondere männliche und weibliche Blüten stehen, nennt man ein Gewächs mit halb getrennten Geschlechtern, weil nämlich

die

die Geschlechter zwar getrennt sind, aber doch noch auf einem Gewächse stehen, da sie dort bey den ganz getrennten auf zweyen stehen.

W. Aber wie in aller Welt mag denn nur der Saamenstaub bey den Gurken aus einer Blüte in die andere kommen und sie befruchten?

V. Das ist mir sonst auch gar auffallend gewesen; allein ich habe darüber nachgedacht und da habe ich denn doch gefunden wie es zugeht. Erstlich kann freylich zuweilen der Saamenstaub auch durch die Luft von einer Blume zur andern kommen. Zweytens aber geschieht die Befruchtung wohl mehrentheils durch die Bienen, wie bey mehrern Gewächsen; diese baden sich in dem Saamenstaub der männlichen Blume und tragen ihn, wenn sie ganz damit behängt sind, in die weibliche, und befruchten sie dadurch. Wenn man ein wenig aufmerksam ist, so wird man dieß jetzt täglich beobachten können.

W. Wie weislich doch alles von unserm Schöpfer eingerichtet ist!

M. Das ist wahr.

V. Eben so sind auch die Wallnußbäume Gewächse mit halbgetrennten Geschlechtern, denn die lange Würstchen, die im Mai an dem Wallnußbaum hängen sind die männlichen Blüten, die weibliche Blüten aber sehen schon aus wie kleine Wallnüsse, nur sind sie breit gedruckt, und haben oben zur Seite gekrümmte Staubwege. Auch die Haselnußstaude ist halbgetrennten Geschlechts. Die Würstchen die man im May so häufig an diesen Stauden

 sieht,

sieht, sind die männlichen Blüten, und die weiblichen, die kleinen karmoisinrothen Bürstchen, die aus den Knospen hervorgucken. Die Eiche, Birke, Erle, Rothbuche, Weißbuche, Fichte, Tanne und Kiefer sind lauter Bäume mit halbgetrennten Geschlechtern.

W. Wie heißt man denn aber nun die Gewächse, wo die männlichen und weiblichen Befruchtungswerkzeuge in einer Blume stehen, wie bey der Lilie?

B. Dieß nennt man Zwitterblüten. Alle unsre gewöhnlichen Obstbäume, Aepfel- Birn- Pflaumen- Zwetschen- und Kirschbäume tragen daher Zwitterblüten. Wenn er eine Kirschblüte nimmt so wird er am Rand herum lauter Staubfäden mit Staubbeuteln finden, und in der Mitte steht der Staubweg mit der Narbe.

M. Was doch das für närrische Historien sind!

B. Zuletzt giebts auch noch Blüten mit vermengten Geschlechtern. Wo nämlich Zwitterblüten mit männlichen oder weiblichen oder mit männlichen und weiblichen zugleich verbunden sind. So findet man z. B. beym Maßholder Zwitterblumen und auch blos männliche auf einem Baume oder Strauch, bey der Esche auf einigen Bäumen lauter Zwitterblumen, auf andern lauter weibliche.

Fünf-

Funfzehntes Gespräch.

Vom gemeinen Floh *).

(Im August.)

Frau Susanne aus dem Dorfe, der Wirth und der Herr Schulmeister.

S. Aber Herr Schulmeister, sagen Sie mir nur die Wahrheit. Gestern kam mein Görge aus der Schule und erzählte, die Flöhe entstünden eben so wie andere Thiere, und es gehörte eben so ein Hähnchen und ein Siechen darzu, wenn junge Flöhe zum Vorschein kommen sollten, wie bey dem Rindvieh ein Ochs und eine Kuh.

Sch. Da hat ihr Görge ganz recht. Ich habe vor einigen Tagen den Kindern dieß in der Schule erklärt.

S. Aber nehmen Sie' s mir nicht übel Herr Schulmeister. Sie haben doch meinen seligen Vater ekannt?

Schulm. Sehr gut. Er hat oft da neben mir auf der Bank gesessen.

S. Er war ein Schulmeisterssohn aus Groß-Maulbach.

Schul. Ganz recht.

S. Da hatten wir auch einmal einen Dragoner bey uns im Quartiere; er war ein Pfarrerssohn aus WenigLerchheim, hatte studirt, aber wie die Leute sagten, nur bis an den Hals, in den Kopf war nichts ge-

*) Pulex irritans. Lin.

kommen. Dieser hielt meinem Vater immer die Widerpart; und Sie wissen, mein Vater ließ sich nicht gern widersprechen; er wollte immer Recht haben, und hatte auch immer Recht. Alle Abende kam fast so ein Streit vor. Der Dragoner lag hinter dem Ofen auf dem Faulbettchen, und mein Vater saß am Tisch neben dem Hängelicht. Aber immer, (das muß ich meinem Vater noch im Grabe nachsagen,) immer zog der Herr Dragoner den Kürzern. Einmal kamen sie auch auf die Flöhe, weil es gerade ein Jahr war, wie heuer, wo es der Hüpferlinge so viel gab, daß man sich ihrer nicht erwehren konnte, und wenn man alle Tage eine Schlacht lieferte, wo es blutiger herging, als wie bey Oczakow, womit der Dragoner immer die Flöhschlacht verglich. Mein Vater behauptete, die Flöhe entstünden von Unreinlichkeit, und von feuchtiger Witterung; der Dragoner aber sagte: Nein! sie würden geheckt, wie die braunen Kälber. Darüber wurde nun ein Streit und Zank, daß man es über drey Häuser weg hörte, und daß wir Kinder fürchteten, sie geriethen sich einander in die Haare. Es ist, wie wenn es heute geschähe, denn ich weiß noch, daß meine kleinste Schwester Sophie anfing zu weinen, als wenn sie am Spieß steckte. Darüber legte sich denn der Streit ein wenig, und mein Vater sagte, daß er den Herrn Dragoner bald überzeugen wollte, woher die Flöhe entstünden. Heute über 6 Wochen wollten sie sehen, wer recht gehabt hätte. Des andern Tages mußten wir Mädchen alles Kehricht unter den

Betten zusammen kehren, und es in das Kästchen thun, worin der Vater die Gurkenkerne einqueilt, er that dann Sägespäne drunter, und goß zwey Tage hintereinander den Nachttopf drüber. Dieß Kästchen schob er nun dem Herrn Dragoner unter das Bett.

Schulm. Das ist ja ein vortreffliches Ueberzeugungsmittel.

S. Nun muß ich nur noch sagen; der Hr. Dragoner konnte keinen Floh an sich leiden. Wir Mädchen mußten alle Tage sein Bette so ausflöhen, daß ja keiner drin blieb; sonst fluchte und wetterte er im Hause herum, daß sich der Himmel hätte aufthun mögen. Mein Vater verbot es nun dem ganzen Hause, daß ja niemand etwas von dem Kästchen sagen sollte. Und es geschah auch. Es roch freylich ein Bischen nach dem Urin; allein er dachte immer, dieß sey der Nachttopf, und wir mußten denselben alle Tage scheuern. Wie ohngefähr vier Wochen vorbey waren, so gieng das Donnerwetter im Hause loß, der Flöhe wurden täglich mehr und nahmen zuletzt in seiner Kammer so sehr überhand, daß er sich nicht mehr zu rathen noch zu helfen wußte, und wir konnten sie auch nicht austilgen, und wenn er noch mehr geflucht und uns auch noch obendrein geprügelt hätte. Wenn der Dragoner anfieng zu fluchen, so gieng mein Vater allzeit in die Scheune und wollte sich vor Lachen ausschütten. Anfangs legte sich der Dragoner oben auf das Bette. Allein es half nichts. Dann zog er sich nicht mehr aus. Es half wieder nichts. Kurz sie wollten ihn auffressen, und

in der Kammer hüpften die schwarzen Husaren herum, daß man es ordentlich sehen konnte. Wenn man in die Kammer mit weißen Strümpfen trat und wieder herauskam, so sahen die Strümpfe so schwarzbunt aus, wie wenn man sie mit einem weißen und schwarzen Faden angelegt hätte. Der Dragoner blieb zuletzt im Wirthshause des Nachts und gieng eine ganze Woche lang nicht wieder nach Hause. Wie er nach 8 Tagen wiederkam und die Thür aufmachte, so sprudelten die Flöhe ordentlich in der Kammer herum, wie unserm Herrn Pfarrer seine Fontaine und das Bett saß schwarz voll. Nun ich habe an keine Hexen geglaubt, kam er wieder die Treppe herunter gefahren, aber nun muß ich halt in meinen alten Tagen auch noch so etwas glauben.

Nein, rief mein Vater aus der Stubenthür heraus, Herr Dragoner. Es geht von rechten Dingen zu. Guck er einmal unter sein Bett. Ich will nicht sagen, was der Hr. Dragoner meinem Vater antwortete. Er tappte aber doch mit seinen großen beschlagenen Stiefeln die Treppe hinauf, schob das Bett weg und siehe da, hier war die Flöhhecke. Es wimmelte alles auf und neben dem Kasten. O was der Soldat fluchte, das kann ich niemanden beschreiben, und meinen Vater hieß er kurz und lang; der rief aber zu seiner Stubenthür heraus. Sieht er, Herr Dragoner, ich habe ihn nur überzeugen wollen, daß die Flöhe nicht geheckt würden, sondern von selbst entstünden; glaubt er es nun? Ich wollte rief dieser, daß er mit seiner Ueberzeugung beym Henker wäre.

Nun so sey er nur ruhig, sagte mein Vater, kam zur Thür heraus, und gab dem Dragoner die Hand, morgen bis übermorgen sollen die Flöhe wieder weg seyn, er soll alles neu übergezogen bekommen und soll wie ein Prinz in seinem Bette schlafen. Uns hat seine Ueberzeugung auch gebissen, daß wir hätten mögen rasend werden, und meine Frau wollte den Kasten immer auf den Mist tragen; allein ich litte es nicht. Hinführo nehme er sich nun für Christophen in Acht, widerspreche ihm nicht in allen, und glaube, was der sagt, ist wahr. Sein Kriegshandwerk mag er wohl besser verstehen als ich, aber in solchen Dingen laß ich mir nichts nehmen; das versteh ich besser. So sagte mein Vater und damit hatte denn der Streit ein Ende.

Was meynen Sie nun darzu Herr Schulmeister. Das haben Sie vielleicht nicht gewußt, sonst würden Sie in der Schule nicht gesagt haben, daß die Flöhe eben so wie andere Thiere entstünden. Und wenn ich Sie nicht hier angetroffen hätte, so wäre ich morgen nach der Kirche zu Ihnen gekommen, und hätte Ihnen meine Zweifel gesagt. Sie nehmen es aber doch nicht Uebel, daß ich alles so deutsch herausrede.

Schulm. Ganz und gar nicht Frau Susanne. Allein sie wird es auch nicht übel nehmen, wenn ich ihr sage, daß weder ihr Vater noch der Dragoner bey dieser Sache recht haben.

S. Ich dächte doch warlich der Beweis wäre deutlich genug gewesen. Erst war fast kein Floh in der Kammer, alsdann hüpften sie zu Dutzenden herum.

Schulm. Das glaub ich mehr als zu wohl. Allein diese Flöhe sind auf eine ganz andere Art entstanden, als sie glaubt und ihr seeliger Vater geglaubt hat.

S. Und wie denn? das wär ich doch kurios zu hören. Ich müßte keine Augen im Kopfe gehabt haben.

Schulm. Gesehen hat sie wohl, aber sie hat nur nicht recht gesehen. Ich will ihr die Sache erklären, wenn sie noch ein wenig Zeit hat.

S. Wenn es nicht lange währt, ich wollte gern noch eine Biersuppe kochen, ehe mein Mann vom Felde nach Hause käme.

Schul. So kurz als mir möglich ist, und so, wie ich es meinen Schulkindern gesagt habe. Hat ihr Görge nichts gesagt?

S. O ja! Allein ich habe ihn gar nicht angehört, weil ich es besser wußte. Sie nehmen mir es aber nicht übel.

Schul. Sieht sie: Bey dem Flohe giebt es eben sowohl Männchen und Weibchen, als bey den andern Thieren. Das Männchen aber ist allezeit kleiner, und hat einen aufwärts gekrümmten Hinterleib. Wenn sie sich begatten, so steigt das Weibchen allezeit auf den Rücken des Männchens, welches bey andern Thieren umgekehrt ist. Hat sie denn noch nicht zwey Flöhe gesehen, die auf einander saßen?

S. Genug. Dieß war die Stellung, in welcher sie sich begatten?

Schul. Nach der Begattung legt das Weibchen 20 bis 30 kleine weisse Eyerchen und zwar an feuchte unreinliche Orte, in Kehricht, in Staub, in die Fugen und Ritzen der Fußböden, in Sägespäne, in feuchtes Bettstroh, in die Tauben- und Hähnerhäuser. Im Sommer kommen aus den Eyern in sechs Tagen, im Winter aber später, kleine schmutzigweiße Maden, die keine Füße, aber einen gelben Kopf, einen doppelten gabelförmigen Schwanz haben, den sie, wenn man sie durchs Vergrößerungsglas betrachtet, bald ausstrecken, bald zusammenrollen. Diese springen wie die Käsemaden und nähren sich von Unrath und stinkender Feuchtigkeit. Wenn man sie in einem Glase hält, kann man sie mit Fliegen füttern. Nach 12 bis 14 Tagen machen sich diese Maden von allerhand Gemülle ein zartes Gespinnst, werden Püppchen, die 6 Füße haben, aber unbeweglich sind, und endlich nach ohngefähr 10 Tagen zersprengt der in den Puppen verborgene Floh seine Hülse und springt in seinem rothbraunen Kleide davon. Im Sommer dauert diese ganze Verwandlung vom Ey an bis zum Floh 4, im Winter aber 6 Wochen.

S. Das ist eine wunderbare Geschichte.

Schulm. Aus den Sägespänen, die ihr seeliger Vater nun unter das Bette gesetzt hat, sind also die Flöhe nicht entstanden, sondern die Flöhe, die in der Kammer des Dragoners gewesen, oder auch schon in den Sägespänen mit in dieselbe gekommen sind, haben da ihren bequemsten Ort gefunden, haben ihre Eyer drein gelegt, und so

ist ganz natürlich die unglaubliche Menge Flöhe nach und nach entstanden. Sie sind also nicht in den Sägespänen gewachsen, sondern die Eyer sind drein gelegt worden, und die Maden haben gute Nahrung drinn gefunden, so daß nichs von der Brut verlohren gegangen ist. Deswegen giebt es ja auch da mehr Flöhe, wo es kleine Kinder giebt, weil da immer Unreinlichkeit und Feuchtigkeit ist. Deswegen werden auch in feuchten Sommern mehr Flöhe angetroffen als im trocknen, weil denn die Brut mehr Nahrung hat, indem die Unreinigkeiten immer feucht sind, in welchen sie sich aufhalten, und von welchen sie leben.

W. (Der Wirth tritt herein.) Sie reden von Flöhen. Was thut man nur um die Thiere los zu werden? Ich kann sie auch nicht los werden, und meine Hunde sind wie überschüttet.

S. Soll ich sagen, wie sie mein seeliger Vater weggbrachte?

Schulm. Nun so sag sie her.

S. Er nahm Coriandersaamen, kochte den im Wasser, und wusch damit die Hunde. Die Flöhe wurden dadurch so matt, daß sie nicht hüpfen konnten, wenn man sie abkämmte. Damit wurde nun auch die Kammer besprengt, alle Ritze drey Tage hinter einander ausgewaschen, und dann mit einem Flöhbesen, der von Schilfbüscheln gemacht war, ausgekehrt. Wir haben Händevoll Flöhe ausgekehrt. In Zeit von 6 Tagen, war unser Haus ganz leer von Flöhen.

Schulm.

Schulm. Das Mittel will ich mir merken. Ich habe es noch nicht gewußt. (Frau Susanna geht weg.)

W. Ich auch Hr. Gevatter.

Schulm. Die Reinlichkeit ist immer die Hauptsache. Diese darf man aber nicht bloß bey der Kleidung und Betten beobachten, sondern auch in den Wohn- und Schlafzimmern. Besonders darf man keinen Kehricht liegen lassen, und keine Strohsäcke leiden, besonders wenn sie von den Pissen der Kinder feucht werden. Denn darin nisten die Flöhe gern. Wenn ich etwas von den Thieren spüre, so lasse ich des Sommers den Fußboden, in der Schlafkammer mit Wermuthswasser besprengen; davon stirbt die zwischen den Bretern gelegte Brut. Hunde und Katzen reibe ich mit Schnupftaback; diesen können die Flöhe auch nicht leiden; am sichersten aber geht man, wenn man die Hunde mit Baumöhl bestreicht; dieses ist den Flöhen ganz zuwider.

W. Ich habe auch gehört, daß das Besprengen mit siedendem Wasser, worin kleine Rautenzweige abgekocht worden sind, sie vertilgen soll, denn dadurch wird ihre Brut zerstöhrt. Auch wenn man Rauten- und Erlenblätter des Nachts ins Bette legt, so hat man keine Plage von ihnen zu befürchten.

Schulm. Auch die Blumen und Blätter von den Rheinfarrn *) soll sie vertreiben. Ich habe auch einmal in einer Naturgeschichte ein gar besonders Mittelchen gelesen. In Dalerne in Schweden, wo es viel

*) Wurmkraut: Tanacetum vulgare. Lin.

viel Flöhe geben soll, fängt man sie auf folgende Art. Man bindet ein Stückchen Hasenfell auf die Brust, die Flöhe ziehen sich den Tag über vom ganzen Körper dahin, und des Abends sucht man beym Schlafengehen das Stückchen Fell ab.

W. Woher mag es denn aber kommen, daß die Weibspersonen mehr mit Flöhen geplagt sind als die Mannspersonen.

Schulm. Erstlich daher, weil sie ihrer mehr durch ihre langen Kleider von den Boden auflesen, und auch mehr in ihren faltigen Röcken beherbergen können; zweytens aber vorzüglich daher, weil sie eine zärtere Haut haben, welche die Flöhen leichter durchbohren können, auch ein angenehmers süßeres und dünneres Blut; da hingegen die Mannspersonen eine rauhere Haut, und ein salzigeres, dickeres und hitzigeres Blut haben; daher auch diese mehr vor ihren Stichen gesichert sind.

W. Einen natürlichen Grund muß es wenigstens haben. — Daher kommt es auch wohl, daß manche Personen ganz von ihnen verschont bleiben, da hingegen andere in Menge mit ihnen geplagt sind.

Schulm. So sehr wir auch das Thier verachten, weil es uns besonders des Nachts nicht in Ruhe läßt, so sehr muß man doch seinen künstlichen Bau bewundern, wenn man es durch ein Vergrößerungsglaß ansieht. Hat er schon einmal einen Floh durch ein Vergrößerungsglaß gesehen?

W. Nein.

Schulm. Daß der Hinterleib zusammengedruckt ist, kann man schon mit bloßen Augen erkennen und auch dadurch, daß er immer noch lebendig ist, und wenn man ihn auch noch so sehr zwischen den Fingern zu drücken glaubt. Er hat 6 Füße, davon sitzen 2 vorn am Kopfe. Die hintersten sind die längsten. Wenn er springen will, so streckt er seine Füße gerade aus, drückt den Bauch nieder, und schnellt sich dann durch Hülfe der mittlern, die im Laufen angezogen sind, über 10 Zoll weit fort. Die 3 Gelenke an jedem Fuße sind ihm hierzu besonders dienlich. Der Stachel steckt in einer zweyklappigen unterwärts gebogenen Scheide. Er hat auch zwey schwarze Augen und 2 fadenförmige Fühlhörner. Man bemerkt auch Stacheln und Haare auf dem Rücken.

W. Aber wenn alles in der Welt seinen Nutzen hat, wozu dient denn der Floh?

Schulm. Ich glaube, er soll vorzüglich den Menschen an die Tugend der Reinlichkeit gewöhnen.

W. Und mir deucht auch, daß sie natürliche Schröpfköpfe sind.

Schulm. Für die Thiere, z. B. Füchse, Hunde, Katzen, Wieseln, Mardern ꝛc. mag dieß wohl seyn, aber wir können sie durch unsere künstlichen Schröpfköpfe entbehren. — Merkwürdig ist noch, daß die Flöhe nur in den gemäßigten Theilen der alten und neuen Welt wohnen, aber die heißen Gegenden so sehr, wie die kältesten verabscheuen. Auch giebt es in den sandigen Gegen-

genden des mittlern Amerikas noch einen viel schädlichern Floh, den sogenannten Sandfloh *). Dieser ist kleiner, als der unsrige, sonst ihm aber an Gestalt gleich; ob er gleich einen viel kleinern Rüssel hat. Er kriecht den Einwohnern zwischen die Nägel der Fußzehen, und legt seine Eyer dahin. Dadurch entstehen die heftigsten Schmerzen an den Füßen, Geschwüre und nicht selten der kalte Brand, der macht, das die Füße abgelößt werden müssen. Man verwahrt sich daher in jenen Gegenden gegen dieß Insect mit ledernen Strümpfen.

W. Da wollen wir mit unserm Floh gar gerne zufrieden seyn, er ist doch besser als der Amerikanische.

Schulm. Das dächt ich auch.

---

*) Pulex penetrans. Lin.

Sechzehntes Gespräch.

Ueber die Pocken oder Blattern der Schafe.

(Im August.)

Just der Schäfer aus Pockenhausen, der Wirth und der Bote.

(Just. Am Tische sitzend und vor sich hinsehend.) Immer was Neues und selten was Gutes.

W. Nun was giebts denn neues, Just? Er sitzt ja so in Gedanken.

J. Da möchte man wohl auch in Gedanken sitzen. Ich komme eben vom Amte, da hat mir der Hr. Amtmann einen Regierungsbefehl vorgelesen, daß ich von heute an nicht wieder in die Koppelweide mit meinen Schafen hüten dürfte, da in W. die Schafblattern wären, und das Unglück leicht auch in unsere Heerden kommen könnte. Wo soll ich denn nun bey den jetzigen Regenwetter hintreiben? auf die nassen Wiesen? daß das arme Vieh, das so kein Loth Fleisch auf dem Leibe hat, vollends faul wird. Dort auf der Koppel hatten sie doch noch trockne Weide und auch gute gesunde Kräuter. In meine Heerde ist mir noch keine Pockenkrankheit gekommen. Dafür muß ein rechtschaffener Schäfer schon thun können. Wer immer Berufskraut, ein dreykreuzig Messer bey sich hat, und das sympatethische Mittelchen vom alten Balsamsträger Jochen, dem werden gewiß

die Blattern nichts anhaben. Aber das glauben der Herr Amtmann und alle seine Collegen nicht. Die wissen alles besser, und ich will mich hängen lassen, (man darfs nur nicht laut sagen) sie wissen manchmal nicht, wie sich ein Hammel von einem Widder unterscheidet.

B. Lieber Freund, er geräth zu sehr in Eifer; und Regierung und Amtmann meynen es mit ihm und dem ganzen Dorfe gut. Wenn sympatetische Mittel was hülfen, so würde gewiß Schäfers Valtin zu Bornheim die Blattern nicht in seiner Heerde haben, denn der curirt ja, wie er weiß, in der ganzen Gegend mit sympatetischen Curen, und holt Scheuern voll Berufskraut, hat die dreykreuzigen Messer zu halben Duzenden und Heckmännchen darzu.

J. In Bornheim sind die Schafpocken auch?

W. Allerdings, die halbe Heerde ist ja schon draufgegangen.

J. Nun da ists Strafe Gottes, und da wird das Triftverbot auch bey uns nichts helfen. Ueberhaupt sieht es aus, wie wenn der liebe Gott so etwas mit uns im Sinne hätte, wie mit dem Pharao in Egypten. Krieg ist da, Hunger ist da, Mißwachs scheint auch vor der Thüre zu seyn, und nun kommen die Schafblattern noch dazu — damit wird denn wohl das Elend beschließen.

B. Auch den lieben Gott muß er nicht so etwas gleich zuschreiben. Das erste, was ein Mensch zu thun hat, wenn ein Unglück da ist, oder sich ihm nähert,

ist,

ist, daß er untersucht, woher es kommt, und da wird er denn gemeiniglich finden, daß das wenigste vom lieben Gott kommt, sondern daß die Menschen entweder selbst daran Schuld sind, oder daß sie es doch würden verhütet haben, wenn sie darüber nachgedacht hätten. Kommt denn der Krieg etwa vom lieben Gott? Gott ist der Gott der Liebe und des Friedens, so wird er uns in der Natur und in der Bibel vorstellt. Kommt denn die jezzige Theurung vom lieben Gott? Gott ist ein Gott der Güte und der Liebe, und die Theurung ist eine Folge des Krieges.

J. Aber der Mißwachs kommt doch vom lieben Gott?

B. Was ist denn noch mißrathen?

J. Erstlich hatten wir ein Vierteljahr keinen Regen und nun scheinen wir wieder ein Vierteljahr keinen Sonnenschein zu bekommen.

B. Da laß er uns erst den Ausgang abwarten. Ich kann vor jetzt noch nicht sagen, daß die Flur so schlecht stünde, daß ein Mißwachs zu befürchten sey.

J. Aber wo kommen denn die Schafpocken her?

B. Wo die Schafpocken herkommen? Vom Anstekken. Denn das weiß er doch wohl als ein kluger Schäfer, daß die Schafe die Pocken auch nur einmal bekommen, wie die Kinder.

J. Das hat seine Richtigkeit.

B. Da hat also ein braver Schäfer weiter nichts zu thun, als dafür zu sorgen, daß seine Schafe nicht

 ange-

angesteckt werden. Da er das nun nicht selbst einsieht, so hat die Obrigkeit sehr wohl gethan, daß sie ihm die Koppelweide verboten hat, damit seine Schafe nicht angesteckt werden. Der liebe Gott läßt solche Uebel zu, daß die Menschen sollen nachdenken lernen; denn die Leute lernen nicht leichter nachdenken, als wenn sie in Noth sind. Da gieng ich heute vor dem Schäfer Veit zu Traubendorf vorbey; der hat mich eine halbe Stunde examinirt, ob ich denn kein bewährtes Mittel wider die Pocken wüßte. Sie fiengen auch an in seiner Heerde zu grassiren. Sieht er, der Mann hätte sich freylich vorher darum bekümmern sollen, wie man die Pocken kurirte, oder vielmehr verhütete. Allein er sieht doch, daß er nun gezwungen ist, auch um solche Dinge sich zu bekümmern.

J. Das hat seine Richtigkeit. Da möchte ja also unsere Obrigkeit so gar Unrecht nicht haben. Allein weiß er denn ein Mittel gegen die garstige Krankheit, wenn sie etwa doch unvermuthet auch bey uns einreißen sollte?

B. Ich weiß ihrer verschiedene.

J. Sag er mir nur eins, aber ein recht probates. Denn viel kann ich nicht merken, und schreiben und lesen kann ich auch nicht.

B. Euer Schultheiß kann doch Geschriebenes lesen.

J. Das versteht sich am Rande. Ich habe auch einen krötenschlauen Jungen zu Hause, der kanns auch, so gut, wie unser Herr Pastor. Ich glaube der Junge wird noch ein Superdent, ehe ich mirs versehe. Auf al-

allen Weidenbäumen steht er und predigt seinen Schulkammeraden was vor. Er hält auch ordentlich Schule, und die Jungen müßen ihm hersagen, wie wenn Examen wäre, und thun sie es nicht, oder stocken, so haut er drein, wie ins alte Eisen. Es ist ein Blitz-Junge!

B. Mit dem Dreinschlagen sollte ers nur seyn lassen, damit die Schüler nicht einmal unrecht verstehen, und gerben in Compagnie den Herrn Schulmeister so aus, daß ihm das Examenhalten auf vier Wochen vergeht.

J. Das hat gute Wege.

B. Herr Gevatter! Darf ich mir denn nicht ein Bischen Papier, Feder und Dinte ausbitten. Ich will da dem Schäfer Just etwas aufschreiben.

W. Gleich solls da seyn. Wenn er es erlaubt, so will ich schreiben, und er dictirt mir. Es soll gleich alles bereit seyn. Darnach darf ich mirs doch auch abschreiben?

J. Wenns nicht so lange währt.

B. Wir sind gleich fertig.

(Der Wirth setzt sich und schreibt, und der Bote dictirt folgender Gestalt:)

Mittel zur Verhütung und Heilung der gefährlichen und ansteckenden Pocken, oder Blatterkrankheit der Schafe.

1. Es ist das größte Unglück für eine Heerde, wenn die Pocken oder Blattern unter den Schafen zu wüthen

anfangen, und es ist gut, daß sie nicht so häufig kommen als die Kinderpocken.

2. Die Anzeigen eines nahen Ausbruchs der Pocken sind fieberhafte Hitze, merkliche Abnahme oder gänzlicher Mangel an Freßlust, entzündete triefende Augen, ein etwas aufgeschwollener tief nach der Erde hangender Kopf, kalte Ohren, schwerer und kurzer Athem, fließende Nasenlöcher ꝛc.

3. In dem weitern Fortgange der Krankheit werden gemeiniglich in den glatten Gegenden des Kopfs, und nach und nach an allen nicht mit Wolle bewachsenen Theilen der Schafe rothe Flecken sichtbar, unter welchen die Pocken als harte in der Haut steckende erbsengroße Drüsen sich fühlen lassen, die nach und nach zu Blattern sich erheben, mit Eiter sich anfüllen und nach erfolgter gänzlicher Füllung in einigen Tagen aufbrechen und mit einem braunschwarzen Grinde sich bedecken, der früher oder später abfällt. Man hat wie bey den Menschen gutartige und bösartige Blattern. Wenn die Blattern klein sind, einzeln stehen, und bey der Füllung roth aussehen, so werden sie für gutartig, wenn sie aber groß sind, zusammenfließen und eine schwarzblaue oder bräunliche Farbe haben, für bösartig gehalten. Bey den gutartigen hilft die Natur meist selbst; die bösartigen sind aber oft so schrecklich, daß das Schaf den dritten Tag nach dem Ausbruche schon stirbt.

4. Die Oekonomen unterscheiden auch gewöhnlich noch Frühlings-, Sommer- und Herbstpocken, und sagen,

daß

daß die Herbstpocken die gefährlichsten wären, weil die Schafe gewöhnlich in der Stoppel und Herbsttrift fett geworden wären.

5. Wenn die Pocken in der Nähe sind, so muß man reinen frischen Theer in Wasser quirlen und den Schafen täglich davon zu saufen geben. Dieß bewahrt sie vor dieser und andern ansteckenden Krankheiten.

6. Wenn die Ansteckung schon geschehen ist, so muß man schleunig die angesteckten und reinen Schafe von einander absondern, jene in einen gelüfteten Stall und bey schöner Witterung an die freye Luft bringen, daß sie etwas grünes genießen, und diese auf trockne nährende Weide bringen und öfters Wachholderbeermehl mit Salz vermengt in die Salzkrippen vorschütten.

Die Absonderung ist aber von keinem Nutzen mehr, wenn solche so lange versäumt wird, bis ein beträchtlicher Theil der Heerde bereits krank ist, mithin als höchst wahrscheinlich anzunehmen ist, daß auch die übrigen noch gesund zu seyn scheinenden Thiere, wo nicht schon angesteckt, doch zur Empfänglichkeit der Krankheit hinlänglich bereitet sind. In diesem Falle wäre es wohl das rathsamste, daß man, ohne lange zu warten, allen mit der Krankheit noch nicht behafteten Thieren die Blattern inoculirte (einnimpfte).

Bey den Curmitteln dieser Krankheit kömmt es hauptsächlich darauf an, daß man solche wählt, wodurch der Ausbruch der Pocken und überhaupt der Krankheitsstoff nach der Haut der Thiere befördert wird. Im Anfang

der Krankheit giebt man den Blatterschafen Morgens und Abends jedesmal 1/2 Loth gestoßene Lorbeeren mit eben so viel Schwefel oder etwas Kleye vermischt. Andere nehmen Schwefelblumen oder zerstoßenen Schwefel und geben dem kranken Vieh nach eingetretenen Fieber nach Beschaffenheit des Alters und Geschlechts täglich 1 bis 2 Loth mit Honig, gesalzt aber auch mit etwas Mehl und Wasser zu einer dicken Latwerge eingerührt. Auch thun Haarseile oder Spanischfliegenpflaster gute Dienste. Die spanischen Fliegenpflaster legt man inwendig an die Hinterschenkel, wo nur wenig Wolle zu sehen ist, auch wohl oben auf dem Schwanz, und zum Haarseil nimmt man eine hanfene Schnur von der Dicke eines Strohhalms und zieht sie durch die Haut des Bauchs oder der Brust. Dieß zieht die Hitze und Pocken von dem Kopfe und den innern Theilen weg, so daß die Krankheit dadurch sehr erleichtet wird. Weiter giebt man innerlich jedem Schaf alle Morgen 1 Quentchen Chinapulver und 1/2 Quentchen zerriebenen Campher mit einem Eydotter vermischt und mit warmen Wasser dem Schaf in den Hals gegossen. Da bey der großen Hitze, welche durch diese Krankheit verursacht wird, die Schafe mehr zum Saufen als Fressen geneigt sind, so ist laues Wasser mit etwas reinen Rockenmehl gemischt, das zuträchlichste, was man ihnen geben kann.

Wenn die Krankheit schon weit um sich gegriffen hat, so braucht man innerlich mit gutem Erfolg Spießglas in Brunnen oder auf Brod oder etliche Tage hinterein-

an-

ander 6 Tropfen Habakuköhl auf Brod eingegeben; äußerlich aber kocht man 1 Pfund Talg oder Fett mit 1/4 Pfund Kienöhl oder Terpentin geschmolzen und die Blatterstellen damit bestrichen. Ueberhaupt sind Essig, Salpeter, Campher und andere kühlende und der Fäulniß widerstehende Mittel bey dieser bösen Krankheit sehr rathsam.

8 Abführende Mittel sind, so lange der Blatternausbruch noch nicht zur Vollkommenheit gediehen ist, nicht nur nicht rathsam, sondern vielmehr schädlich, da die abgeänderte Verdauung gemeiniglich den so wichtigen Pockenausbruch stöhret und das Gift der Krankheit mit weit größerer Gefahr auf edlere Theile versetzt wird. Passender wird der Gebrauch abführender Mittel nach abgetrockneten Pocken, besonders, wenn Augenentzündung, fließende Nasenlöcher, Geschwülste am Kopfe oder an andern Theilen, und mehr dergleichen von dem mehr oder weniger vernachläßigten Pockenausbruch herrührende Uebel zurückgeblieben sind, und in diesem Fall kann man sich eines Pulvers von Jalappenwurz und Glaubersalz bedienen.

9. Bey dieser Krankheit tritt sehr oft der Fall ein, daß in den Augen der Schafe oder zunächst an denselben Blattern sich ansetzen, deren Eiterung den Augen gefährlich wird, und nicht selten das völlige Auslaufen derselben zur Folge hat. Nicht weniger hart ist es für die Schafe, wenn die Blattern bey ihnen an dem untern Fuße oder gar zwischen den Klauen zum Ausbrauch kom-

men und die dabey entstehenden beträchtlichen Geschwüre das Laufen oft ganz unmöglich, immer aber äußerst beschwerlich machen. Es wird sich daher wohl der Mühe lohnen, auf solche Mittel Rücksicht zu nehmen, wodurch diese beyden Zufälle, wenn schon nicht immer ganz abgewendet, doch um vieles gelindert werden können. Um die Augen vor Eiterung zu schützen, braucht man mit dem besten Erfolg fleisiges Auswaschen und Bähen derselben mit kaltem Wasser, in welchem bey starker Entzündung weißer Vitriol zu zwey Quentchen auf ein halb Nösel Wasser aufzulösen ist, und das Einreiben einer aus Canthartidenpulver und beliebigen Fett verfertigten Salbe in die Gegend des Nackens. Und eben so könnte auch der untere Fuß durch kalte Bähungen gesichert werden. Im Fall aber in dieser Gegend schon eine beträchtliche Entzündung, die in Eiterung überzugehen droht, sich angesetzt hätte, so muß man darauf Bedacht nehmen, daß wenigstens den Schafen ihre schmerzhaften Empfindungen theils gelindert theils verkürzt werden. Und dieß kann dadurch geschehen, wenn man den Aufbruch sowohl als di Heilung, welche sich länger verzögern, wenn sie der Natur allein überlassen werden, durch künstliche Mittel zu befördern sucht, wozu fette Einreibungen und das Verbinden des Geschwürs mit einer aus gewöhnlichen ‹ck›en Terpentin und Fett zusammengesetzten Sal‹be› vorzüglich zu empfehlen sind.

10. Die Pockenkrankheit ist im höchsten Grade ansteckend, und kann daher bey vernachssigter Vorsicht gar leicht

leicht nicht nur in die nahe gelegenen sondern auch in die entferntern Gegenden sich ausbreiten. Die gemachten Erfahrungen bestätigen dieß, und um so nöthiger ist es, daß nichts versäumt wird, die weitere Ausbreitung eines Uebels vorzubeugen, das auf das Wohl ganzer Länder von so schädlichen Einfluß ist. Hierher gehört nun vorzüglich a) daß alle Gemeinschaft zwischen den kranken und gesunden Schafen nicht nur in dem Orte, worin die Seuche herrscht, sondern auch in den benachbarten Gegenden aufgehoben, und mit größter Sorgfalt vermieden werde. b) Wo noch wenige Schafe die Pockenkrankheit haben, und der gesunde Theil der Heerde von diesen zu Verhütung der Ansteckung abgesondert wird, muß jedem Theile ein besonderer so weit als möglich von einander entfernter Weideplatz, auch ein besonderer Brunnen zur Tränke angewiesen werden. c) Personen, die mit der Cur oder Wartung der pockigen Schafe sich zu beschäftigen haben, müssen alle Gelegenheit meiden, wo sie in die Nähe gesunden Schafe kommen könnten. d) Die in der Krankheit gefallenen oder bey aufgegebener Hoffnung todt gestochener Schafe müssen an abgesonderten Orten und von der Landstraße entfernt so tief verscharrt werden, daß weder die Luft durch die stinkenden Ausdünstungen inficirt, noch das Aas durch Schweine oder andere nach demselben lüsterne Thiere ausgewühlt werden kann. Auch müssen e) die Ställe, wo Pockenvieh gestanden, ehe wieder gesunde Scha-

se drein gestellt werden, mit allem Fleiß gereinigt und durchlüftet, die Raufen, Krippen, Tröge u. dergl. mit Laug und Kalchwasser ausgewaschen, desgleichen die Wände entweder ganz oder wenigstens in gehöriger Höhe von dem Boden an frisch geweißt werden. Dieß ist um so nöthiger, weil zur Winterszeit die Entbehrung der freyen Luft und die gedrängte Einsperrung der Schafe in die Ställe, die Krankheit gemeiniglich bösartiger und weit gefährlicher macht.

11. Der große Schaden, der aus der Pockenkrankheit für die einzelnen Besitzer der Schafe entsteht, und die Gefahr, daß das Uebel sich weiter und allgemein ausbreite, macht es allen Schafbesitzern und besonders den Schäfern zur Pflicht, auf ihre Heerden ein wachsames Auge zu haben, und sobald sie einen Pockenausbruch, oder verdächtige Anzeigen darzu wahrnehmen, es sogleich der Obrigkeit anzuzeigen, die dann die gehörigen Maasregeln schon treffen wird. Punktum!

W. Das war es also.

B. Soviel weiß ich von dieser Sache. Es mag wohl sonst noch Mittel genug geben.

Hier. Just, hat er den Zettel, und wenn er ihn nöthig hat, so brauch er diese Mittel. Braucht er sie nicht, desto besser; vielleicht kann er andern Schäfern einen Gefallen damit thun.

J.

J. Was bin ich denn schuldig, Herr Bote.

B. Nichts. Gefälligkeiten nehme ich nicht bezahlt. Aber wenn er doch was dafür geben will, so versprech er mir, daß er nicht weiter mit sympathetischen Curen und Berufskraut curiren will. Denn das sind nur abergläubische Possen.

J. Wenn das wahr ist, was er mir vom Schäfer Valtin in Bornheim erzählt hat.

B. Er kann mirs aufs Wort glauben.

J. Nun da ist meine Hand. Sobald ich nach Hause komme, soll der Plunder alle auf den Mist geworfen werden, und das dreykreuzige Messer darzu.

B. Das Letztere ist nun nicht nöthig. Er darf nur dem Messer ferner keine größere Kraft zuschreiben, als andere Messer auch haben, so kann er immer Holz, Brod, Speck und Schinken damit schneiden.

J. Adjeh! ihr Herren, ich danke nochmals recht schön. (Geht weg).

W. Aber es ist doch etwas ganz Eignes mit den Blattern. Sie sind wie die Pest. Vor zwanzig Jahren waren sie auch da.

B. Wenn man sie nur zu verhüten suchte, wie die Pest, so würden sie gewiß nicht so groß Unheil anstiften. Wenn es allenthalben eingeführt wäre, daß das erste Schaf, das die Blattern bekäme, allemal gleich fortgeschaft, todtgestochen und vergraben würde, so könnten die Blattern gewiß nie entstehen.

W. Und wenn mehr Aufsicht über die Schafhändler gehalten würde, die ihre Schafe durch die Trift treiben und oft die Ansteckung verursachen.

B. Ja wenn die Leute alle patriotisch dächten, und alle zu einem so guten Zweck zu vereinigen wären, so müßte es nicht gut seyn, daß der Mensch, der zum Herrn über alles gesetzt ist, nicht auch Herr über die Schafblattern werden sollte.

W. Und mir deucht auch über die Kinderblattern.

B. Ganz recht. Man dürfte nur Blatternhäuser errichten, wie schon oft ist vorgeschlagen worden, und das erste Kind, das die Blattern bekäme, dahin thun und von eigenen Personen, die nicht bey andere gesunde Kinder kämen, warten lassen, so würde gewiß die Ansteckung nie allgemein werden können, und wir würden vor den Kinderblattern bald so sicher, wie vor der Pest seyn.

W. Ich habe gute Hoffnung. Ich denk es soll auch noch dahin kommen.

B. Ich glaubs auch. Aber wann?

W. Wann sich die Buben mit unsern Knochen auf den Gottesacker werfen.

Siebenzehentes Gespräch.

Von den hauptsächlichsten Krankheiten der Schafe und ihrer Heilung: Vom Schmiervieh, der Raude oder Krätze der Schafe.

(Im September.)

Bote und Wirth.

W. Das ist wahr, Herr Gevatter, die Noth ist immer die beste Lehrmeisterin, besonders bey Leuten die nicht zum Nachdenken gewöhnt sind oder nicht nachdenken wollen. Seine Recepte die er dem Schäfer Just in Pockenhausen vor 14 Tagen gegeben hat, sind schon gebraucht worden. Vorgestern war der Gemeindevorsteher hier, erzählte, daß ihre Schafe jetzt alle Tage Wasser saufen müßten, in welches frischer Theer gequirlt sey. Der Schäfer hätte dieß als ein funkelnagelneues *) Verhütungsmittel, das er neulich, da er der Sache gewaltig nachgeschlaut, erfunden hätte, der Gemeinde unter der großen Linde vorgetragen, und die Gemeinde hätte gleich Ja und Amen darzu gesagt. Freylich hatte auch das Messer an der Kehle gestanden **), da auf allen Dörfern um Pockenhausen herum das Schafvieh angesteckt sey.

B. Das freut mich, daß die Mittel angewendet werden.

W.

*) Ganz neues.

**) Wäre die Sache auch sehr bedenklich gewesen.

W. Aber der Schäfer ist doch ein Vogel, daß er das Remedium gleich für seine eigene Erfindung ausgiebt.

V. Das thut nichts, wenn es nur hilft. Es giebt in allen Ständen Leute, die sich mit fremden Federn schmücken. Curios ists freylich immer, daß es Leute giebt, die mit dem Munde sprechen können: Das habe ich erfunden, das hab ich gethan, und inwendig ruft so das Gewissen heraus: Das hast du nicht erfunden, das hast du nicht gethan. Es gehört ein ganz eigner Magen darzu, so etwas zu verdauen. Solche Leute kommen mir immer vor, wie der Hannöversche Fresser, der so gar Steine verdauen konnte.

W. Oder wie die Strause, die so gar Hufeisen verschlucken. Auch hier in unserm Dorfe haben seine Recepte Beyfall gefunden. Ich zeigte sie dem Herrn Pfarrer; er nickte zu allem, und hat die Sache der Gemeinde am Sonntage in einer Catechisation recht einleuchtend vorgestellt, daß man auch hier wegen dieser Schafpest auf seiner Hut seyn müßte, noch ob sie gleich etliche Stunden entfernt sey. — Weiß er denn aber auch Mittel gegen die andern Krankheiten der Schafe. Wenn ich nur wüßte wie das Schmiervieh *) bey uns abzuschaffen sey.

V. Daß man keins hält.

W. Die Leute hängen doch nun einmal so sehr daran, und sagen hier auf unsern Triften thut kein anderes gut.

V. Das wollen wir dahin gestellt seyn lassen. Lauter, reines Vieh einzuführen, scheint freylich viel Schwierig-

*) Heißt so, wiel die Schäfer die grindigen Stellen an demselben schmieren müssen.

rigkeiten zu machen, besonders da wir all unser gutes Vieh vom Eichsfeld erhalten, wo man noch lauter Schmiervieh hat. Allein auch das Schmierreich kann man rein erhalten, daß man an der Wolle und an Fleisch gar keinen Schaden leidet, und daß es nachher immer stärker und gesunder ist, als das reine selbst.

W. Wie macht man denn das?

B. Ein Oekonom in Thüringen, dessen Name mir aber entfallen ist, hat den Versuch gemacht, und den Schafen immer reines frisches Wasser gegeben, auch sie alle 14 Tage im Sommer gebadet, und er hat dadurch sein Vieh, das mit lauter Schmiervieh umgeben war, nicht nur gereinigt, sondern auch rein erhalten.

W. Die Reinlichkeit ist also die Hauptsache.

B. Allerdings. Wenn man das Schmiervieh nicht in Acht nimmt, so können die kleinen Bläschen und Ließchen leicht eine schädliche Raude verursachen. Diese entsteht nämlich wie Grind und Krätze bey den Menschen, durch Unreinlichkeit. Unreines Wasser verdickt die Säfte der Schafe, und Schweiß und Staub unter der dicken Wolldecke juckt, und frißt die Haut an. Die Schafe beißen und kratzen sich, und es entsteht dadurch oft ein gefährlicher Grind, der nicht nur die Wolle verdirbt, sondern auch das Schaf ungesund, wenigstens das Fleisch eckel macht.

W. Hat man denn kein Mittel gegen die Raude?

B. O ja! Man steckt solche angesteckten Schafe in einen besondern Stall, wäscht sie täglich ein Paarmal

mit Aschenlauge, worin schwarze Seife aufgelößt worden, und braucht innerlich abführende Mittel z. B. man nimmt zu acht Theilen Sennesblätter ein Theil Coloquinten, kocht es in Wasser, seiht es durch, und vermischt es mit etwas Honig. Hiervon giebt man jeden täglich einen Eßlöffel voll.

W. Das Mittel klingt probat, wenns auch in der That so ist?

B. Es hilft wenigstens das mehrestemal. Am besten ist freylich, man sucht einer solchen Krankheit vorzubeugen.

W. Wie macht man denn das?

B. Auf mehrerley Art. Wenn man Schmiervieh hat, so macht man eine Salbe von 8 Pfund schlechter Butter mit vier Maaß Theer vermischt, und schmiert sie den Schafen zwischen Michaeli und Martini auf die bloße Haut. Dieß bewahrt sie nicht nur vor der Krätze oder Raude, sondern macht auch, daß die Wolle zusehends wächst. Zeigt sich dann und wann beym Schmiervieh hie und da ein Blätterchen, so haben die Schäfer immer Gosse in hölzernen Büchsen bey sich. Diese besteht aus einer scharfer Seifensieder: Lauge, in welcher schlechter Taback gekocht wird. Sie drücken die Blätterchen auf, und gießen diese Gosse hinein. Dadurch wird die Stelle geheilt, und der Grind greift nicht weiter um sich. Wenn sie es recht gut machen wollen, so bestreichen sie erst die Stelle mit einer Salbe von Leinmehl, welches in scharfer Seifensiederlauge aufgequellt, und unter

wel-

welches dann warm gemachtes Pech eingerührt wird. Diese Salbe tragen sie in eigenen Büchsen, die von Kühhörnern gemacht sind.

W. Unser Schäfer hier kaut den Taback, spuckt dann auf die Wunde, und spricht das wäre besser, als die scharfe Sosse. Ich glaube aber er thut dieß mehr um seines Geschmacks, als um der Schärfe willen.

B. Es kann auch seinen guten Nutzen haben. Menschenharn thut auch die Dienste, wie mir neulich ein sehr vernünftiger Schäfer versicherte. Eben so habe ich auch einmal in einem Buch gelesen, daß ein Decoct aber gekochte Brühe von 1 1/2 Loth Grünspan, 6 Loth gemeinen Rauchtaback, den man bey uns nur Galgen-Knaster zu nennen pflegt, und 1/2 Pfund Kaminruß auch sehr nützlich seyn soll.

W. Das Aufpassen vom Schäfer ist freylich, wie ich sehe hier die Hauptsache, daß er die Blätterchen nicht zu Blattern, diese nicht zu Grind, und diese nicht zur Krätze oder Raude werden läßt.

Achtzehntes Gespräch.

Fortsetzung von den Krankheiten der Schafe: Vom Drehen der Schafe.

(Im September.)

Kobus der Flurschütze, Bote, Wirth.

W. Es ist gut, daß er kommt, Herr Gevatter! Da sitzt der Flurschütze Kobus; der Schäfer hat ihn abgeschickt, um mir zu sagen, daß eines meiner Schafe drehend *) sey.

K. Es ist wahr, ich hab es selbst gesehen. Es ist nicht anders, als wenn das Schaf närrisch im Kopfe wäre, solche Hokuspokus-Sprünge macht es. Der Schafknecht Michel sagte, gestern Abends hätte es eine ordentliche Menuet getanzt, so daß ihm Angst geworden wäre, er hätte gar geglaubt, das Ding gienge nicht von rechten Dingen zu, der Gott sey bey uns! säße dahinter und tanzte aus dem armen Schaf heraus. Er hat auch nicht so gar Unrecht; man hat ja noch mehr Beyspiele, daß er sich hinter ein armes Schaf gemacht hat, wenn er einer armen Seele nicht anders hat ankommen können. Da weiß ich einmal, daß er in Tübelsdorf sich in ein Pferd versteckt hat. Der alte Matthes, so hieß der Fuhrmann, kommt den Charfreytag aus der Kirche in den Stall (unter uns, den Charfreytag kann Steffchen aus gewissen Ursachen besonders nicht leiden). Und was hat er da für einen Anblick:

*) Diese Krankheit der Schafe, womit auch die Ziegen befallen werden, heißt das Drehen, der Kreisel, Dosel, und die Ringkrankheit.

blick: sein Stellgaul sitzt in einer Ecke auf den Hinterbeinen, wie ein Mensch, hackt mit den vordern Füßen nach ihm, thut einen entsetzlichen Schrey, wie ein Löwe, stürzt zusammen und ist mausetodt. Der alte Matthes sagte, er wäre des Todes gewesen über den Spectakel, und es wäre ein Dampf von dem Thier wo heraus gefahren, wie der pure klare Schwefel. Wo er nachher eingezogen sey, davon murmelte man ja wohl den Tag drauf auch in unserm Dorfe. Er hat sich seit dem auch immer in unserer Nachbarschaft aufgehalten. Man redt nur nicht gern von solchen Dingen.

B. Er ist ein possierlicher Mensch, Kobus. Weiß er denn, was das eigentlich für eine Erscheinung mit dem Pferde gewesen sey?

K. Er hört es ja! Eine Teufelserscheinung, wenn ers deutsch wissen will.

B. Die Wanstkolik hat es gehabt, und gewiß weiter nichts. Vor Angst hat sich das Pferd losgemacht, und hat sich in die Ecke gesetzt. Alsdann ist ihm der Wanst geplatzt, und daher denn der Gestank.

K. Das hat unser Herr Pfarrer auch gesagt. Allein darzu gehört großer Glaube.

W. Doch wohl kein größerer, als der, daß er die Krankheit etwas Uebernatürlichen, dem Teufel zuschreibt.

B. Weiß er denn nicht, daß Christus die Werke des Teufels zerstöhrt hat, wie in der Bibel steht?

K. Das kann halt wohl alles seyn. Aber nehm er mirs nicht übel: Es munkelt doch noch immer so etwas von dem Gott sey bey uns in den Städten und Dörfern

hervor! Das glaub ich ja wohl, daß er nicht mehr so öffentlich und wild herum hausiren darf wie sonst. Aber er probirt es doch noch immer; er kann von seinen Tücken nicht lassen. Fliegt er nicht in die Schornsteine?

B. Kobus, das ist ganz was anders, was in die Schornsteine fliegt.

K. Nun was denn?

B. Wenn er einmal wieder kommt, so will ichs ihm erklären *). Itzt ist dazu nicht Zeit. Es sind feurige Lufterscheinungen, so wie der Blitz, und die sogenannten Sternschnuppen.

K. Ach damit bleib er mir vom Halse. Mit dem Blitz und mit den Sternschnuppen ist es auch noch nicht recht richtig, Herr Bote.

B. Wie gesagt, über acht Tage komm er wieder, da will ich ihm alle die Dinge erklären, und er soll sehen, daß sie ganz natürlich zugehen.

W. Um aber wieder auf das arme Schaf zu kommen Herr Gevatter. Was ist da zu thun?

B. Was zu thun? Vor allen Dingen muß ich wissen, woher die Drehkrankheit kömmt. Sie hat nämlich, so viel man weiß, zweyerley Ursachen. Einmal die Sonnenhitze und dann Würmer.

W. Würmer?

B. Ja wohl Würmer! Nur Geduld er solls gleich erfahren. Wenn die Schafe auf niedern und nassen Triften weiden, und ihnen die Sonne auf den Kopf brennt

*) Es ist schon in dem 2ten Bändchen S. 95. erklärt.

brennt, so entsteht eine Art von Schlagfluß, der sie verwirrt im Kopfe macht; alsdann machen sie dergleichen Sprünge und schleudern den Kopf hin und her, fallen auch um.

W. Und wie wäre denn der zu heilen?

B. Dafür weiß ich kein Mittel, als die Verhütungsmittel, die er leicht selbst rathen wird.

W. Man bewahrt das Vieh vor der Nässe und treibt es bey starker Sonnenhitze in den Schatten. Nicht wahr?

B. Ganz recht! Allein wer will das den Schäfern in den Kopf bringen.

K. Da wüßte ich wohl ein Remedium dafür. Man setzt sie ab, wenn sie es nicht thun. Aber sie können es auch nicht allzeit vermeiden. Sie wollen doch auch zu weilen ein Glas Bier oder einen Schnaps trinken, oder einen guten Brief Taback rauchen, und da müssen sie denn halt die Mittagshalten *) mitnehmen, damit sie auch 1 Gr. Geld verdienen. Ey was lechzen da manchmal die Schafe und stecken die Köpfe unter einander, um sich nur ein Bischen abzukühlen. Man dächte das Gehirn müßte ihnen verbrennen.

W. Das ist freylich traurig genug! Es entstehen durch das Mittagshalten in den heißesten Sommertagen auch noch andere Krankheiten der Schafe. — Was hat

*) Mittagshalten heißt wenn der Schäfer auf einem Acker oder einer Wiese etliche Stunden die Schafe des Mittags ruhen läßt, um den Ort zu düngen.

es denn aber eigentlich für eine Bewandniß mit der andern Art des Drehens der Schafe?

B. Dieses verursacht eine Art Bandwürmer, die sich im Gehirn erzeugen, man weiß freylich noch nicht genau, wie es zugeht. Aber natürlich geht es gewiß zu. Die Schafe drehen sich alsdann im Kreise herum, stürzen plötzlich nieder, stehen wieder auf, taumeln, knirschen mit den Zähnen, und sterben so unter den entsetzlichsten Schmerzen. Man nennt diese Würmer Hirnwürmer *) oder auch den geselligen oder vielköpfigen Blasenbandwurm. In einer Blase, die so groß als ein Hühnerey ist, trifft man oft drey- bis fünfhundert solcher Würmchen an, die freylich nicht größer als eine halbe Linie sind, aber wovon jedes doch, wenn man es durchs Vergrößerungsglas betrachtet, 4 Saugblasen und einen Kranz von sechs und dreyßig Haaken hat. Man fand einmal in einem kranken Schafe zwey solcher Blasen, die zusammen wohl 600 Würmer enthielten, und also das Thier mit 21600 Haaken und 2400 Saugblasen quälten. Außerdem saßen noch 8 Bremsenlarven in den Nasengängen, gegen 30 Egelschnecken in der Leber und 13 kugelförmige Blasenbandwürmer im Darmfell.

W. Behüte Gott, über die Würmerniederlage in einem einzigen Thiere!

B. Wenn die Blase nun eben unter der Hirnschale sitzt, so geht das Schaf immer rund herum, und die Schäfer nennen ein solches Schaf einen Dreher; sitzt sie aber un-

*) Taenia cerebralis. Lin.

unterwärts nach der Seite zu, so springt es immer nach dieser Seite hin, und alsdann nennt man es einen Springer.

W. Aber nun, Herr Gevatter, was hilft?

V. Das ist nun freylich eine bedenkliche Sache. Mein Rath ist der, da sein Schaf erst gestern die ersten Sprünge gemacht hat, er geht hinaus, holt es, und schlachtet es. Das Fleisch ist noch gesund und gut. Will er länger warten, so wird die Krankheit gefährlicher, und die beste Cur die man hat, ist, daß man mit dem Hirn-Trokär die Hirnschale öffnet, die Wurmblase im Gehirn dadurch zerstöhrt, und ihre Feuchtigkeiten herausnimmt *).

W. Ach geh er mir weg, das ist gar eine gefährliche Sache.

V. Das ist sie allerdings. Allein für die übrigen Mittel kann ich ihm auch nicht so ganz gut seyn, ob sie gleich geholfen haben sollen.

W. Nun laß er sie doch nur hören.

V. Man spritzt dem drehenden Schafen Hirschhornspiritus in die Nase. Dieß soll die Würmchen tödten. Andere nehmen auch ein Loth rothen Gauchheil**), der auf den Aeckern wächst, so schöne rothe Blütchen trägt, und den

 die

*) Wie dieß eigentlich zu machen sey, muß ein Oekonom, der eine weitläuftige Schäferey hat, in dem Buche nachlesen, das den Titel führt: Riemisch-Reutterische ausführliche Practik des Veterinär-Trokarirens irregehender Drehschafe rc. Dresden und Leipzig 1791.

**) Anagallis arvensis. Lin.

die Leute auch faul Lischen nennen, weil sich nämlich die Blümchen nicht eher aufthun, als bis die Sonne hoch am Himmel steht, pulverisiren das gedörrte Kraut, geben dieses Pulver dem kranken Schaf in geschrotenen Malz ein und gießen ihm kalten Gauhheil-Thee hinten nach.

W. Hören lassen sich die Mittelchen doch allerdings. Ich denke aber doch ich gehe am sichersten, wenn ich seinen ersten Rath folge, mit meinem Christian hinausmarschire, das Schaf hole und es schlachte. Wenn er bey mir bleiben will, so soll heute Abend noch mit einem drehenden Schöpsenbraten aufgewartet werden, Herr Gevatter.

B. Da soll er mich nicht zweymal bitten. Ich nehme es an. Es giebt doch auch meinen Leibsalat darzu.

W. Gurkensalat?

B. Getroffen, oder Kartoffelsalat. Die Kartoffeln sind aber jetzt noch ein Bischen zu jung.

Neun-

Neunzehntes Gespräch.

Fortsetzung von den Krankheiten der Schafe: Von der Maulsucht, der Seuche, dem Feuer und der Erhitzung.

(Im October.)

Der Herr Schulmeister, Georg, ein Nachbar aus einem nahen Dorfe und der Wirth.

G. Der Blaukohl ist wohl gerathen, Herr Schulmeister, aber mit dem Schöpsenbraten wird es diesen Winter windig aussehen. In unsrer Nachbarschaft sind die Schafe fast alle durch die Pocken draufgegangen, und bey uns fängt man schon an Spuren von der Lungen- und Leberfäule*) zu entdecken, welches auch nicht anders möglich ist, da die Schafe den halben Sommer hindurch nichts als Gras auf den nassen Wiesen und Triften gefressen haben.

W. Und unser Schäfer hat gestern dem Herrn Schultheis gemeldet, daß er Schafe unter der Heerde hätte, welche mit der Maulsucht befallen wären. Es kommen einmal alle Uebel zusammen.

G. Das ist richtig, und die Schäfer müssen sich die Köpfe jetzt recht darüber zerbrechen, wie sie alles heilen wollen. Es ist dann kein größeres Unglück für eine Ge-

*) Von der Schaffäule s. das 1ste Bändchen dieser Gespräche. Fünftes Gesp. S. 27.

meinde, als wenn sie einen einfältigen Schäfer hat. Der unserige hat zwar auch das Pulver nicht erfunden, allein er hat ein altes Buch von seinem Großvater ererbt, da steht denn doch so manches darin, was er brauchen kann, und er thut manchmal glückliche Curen.

Schulm. Das Buch mag wohl zu seiner Zeit ganz gut gewesen seyn; allein jetzt hat man doch bessere. Und was das vorzüglichste bey dieser Sache ist, wornach man zu fragen hat: Weiß denn euer Schäfer auch immer, was für eine Krankheit das arme Vieh hat? Ich habe bemerkt, daß fast alle Hirten und Schäfer curiren, aber daß unter 10 kaum einer ist, der eine Krankheit von der andern zu unterscheiden weiß. Und das ist doch wohl das erste, wenn ich eine Krankheit heilen will, daß ich wissen muß, was es für eine ist. Wenn ein Schaf z. B. die Fäule hat, und ich curire ihm das Feuer — was kömmt denn da heraus?

W. Da ist bey uns besser gesorgt. Da ist unser Hr. Schulmeister hier; er läßt sich nicht gern ins Gesicht loben, aber ich muß es doch jetzt sagen; der lehrt unsern Kindern alle Krankheiten kennen, und wenn dann ein Uebel unter eine Heerde kommt, gleich ist er mit den Schulkindern draußen bey dem Vieh, und zeigt ihnen die besten Mittel dafür. In der Folge braucht daher bey uns der Schäfer eben nicht klug zu seyn, da die Bauern sich selbst helfen können.

Schulm. Aber es wäre doch besser, daß ein Mensch, der ein Schäfer werden sollte, die Sache noch genauer ver-

verstünde als die Besitzer der Schafe selbst, und man sollte allerdings darauf sehen, daß die Schäfer erst hierüber examinirt würden, ehe ihm eine Heerde anvertraut würde. Den ganzen Sommer hindurch kommt fast kein Schäfer ins Dorf, wenn nun ein Schaf aufstößig wird, und er weiß nicht, was es zu bedeuten hat, so kann es ja oft schon zu spät seyn, wenn er es dem Besitzer meldet, daß er ein krankes Schaf habe. Man weiß ja wie es geht.

W. Wie soll man aber das anfangen?

Schulm. Wenn mir der Schäfer nur seinen Schafjungen im Sommer alle Sonntage nachmittag eine Stunde und im Winter auf die Werkeltage nur einen halben Tag zuschickte, so wollte ich wohl sehen, ob ich ihm nicht so viel beybringen könnte, daß er einmal ein Schäfer würde, auf den man sich in allen Fällen verlassen könnte; denn der Junge ist nicht auf den Kopf gefallen.

G. Das Letztere gehört freylich darzu. Bey der Schaffäule weiß ich mir schon selbst zu helfen, und ich bin auch fast alle Tage bey dem Schäfer und sehe nach meinen Schafen. — Allein was ist denn eigentlich die Maulsucht? Diese Krankheit habe ich ja in meinem Leben noch nicht nennen hören.

Schulm. Es ist eine Krankheit, die gefährlicher aussieht, als sie wirklich ist. Die Schafe bekommen einen dickgeschwollenen Kopf, dicke Lippen, Augen und Ohren. Sie werden damit befallen, wenn es lange Zeit nasse

Wit-

Witterung ist, daß sie fast den ganzen Tag nicht trocken werden auf dem Leibe.

W. Also gefährlich ist es nicht mit der Maulsucht?

Schulm. Wenn keine andere Krankheit dazu kommt, ganz und gar nicht. Man hebt sie gewöhnlich dadurch, daß man den Schafen ein Stückchen Ohr nach dem andern abschneidet, wo bey dem Bluten, die böse Feuchtigkeit, die zwischen der Haut und dem Fleische steckt, mit weggeht. Besser aber thut man, wenn man ihnen in die Ohren mit einem Stückchen sogenannter Christwurz *) einzieht. Am ganzen Kopfe befindet sich bey dieser Krankheit eine gelbliche Feuchtigkeit, die dadurch wegeytert.

W. Da bin ich doch wieder in etwas getröstet. Der Schäfer machte mir die Sache zu gefährlich.

G. Was hat es denn aber für eine Beschaffenheit mit der Krankheit, welche man die Seuche nennt?

Schulm. Wie es bey den meisten Seuchen ist, so weiß ich eigentlich noch keine gründliche Ursache anzugeben. Sie scheint aber in der Witterung zu liegen, und wenn sie einmal da ist, so scheint es, als wenn sie ansteckend wäre. Sie rafft ganze Heerden weg. Wenn man sie noch in ihrem Ursprunge entdeckt, so heilet sie zuweilen Mithridat oder Vitriolspiritus in Wasser eingegeben.

W. Wie heilt man denn aber das Feuer bey den Schafen, Herr Gevatter!

Schulm.

*) Helleborus niger. Lin.

Schulm. Wenn sie es bey kalten und nassen Wetter bekommen, so ist es gewöhnlich eine Art von kalten Fieber. Die Schafe kriechen dabey zusammen, zittern und fressen nicht. Wenn man ihnen Christwurz in den Schwanz einzieht, so genesen sie gewöhnlich bald. Haben sie aber das heilige Feuer, so ist dieß eine Art von Rothlauf. Man sagt ungewöhnliche Furcht und Erschrecken oder andere Ursachen machten, daß die Säfte stockten, der gehörige Umlauf des Bluts gehemmt, und die nöthige Ausdünstung verhindert würde. Die Schafe bekommen Fieber, und der Brand, wie es die Schäfer nennen, oder die rothen erhitzten Flecken, welche Fleisch und Haut zu verzehren scheinen, fangen gemeiniglich am Kopfe an. Man giebt den Schafen täglich zwey bis dreymal ein Quentchen Fieberrinde ein, äußerlich aber legt man auf die vom Brande befallenen Stellen mit Wasser angefeuchtete Tücher, worin das Pulver der Fieberrinde abgekocht ist.

G. Ich habe auch von einem alten Schäfer gehört, daß die Schafe zuweilen die heiße Sucht oder die Erhitzung bekämen.

Schulm. Allerdings. Diese Krankheit entsteht im Sommer von allzugroßer Hitze. Die Schafe sperren das Maul auf, schäumen und bluten aus der Nase. Wenn man ihnen an dem Unterkiefer, wo die Wurzel des vierten Backenzahns liegt zur Ader läßt, so werden sie gewöhnlich wieder gesund.

W. Wäre es daher nicht auch gut, wenn dem Schäfer verboten würde, des Sommers in den heißen Mittagsstunden im Freyen Mittag zu machen?

Schulm. Freylich aus noch mehrern Ursachen. Er sollte zu der Zeit allezeit mit seiner Heerde schattige Oerter aufsuchen.

Zwanzigstes Gespräch.

Fortsetzung von den Krankheiten der Schafe: Von Blutpferchen und Blutharnen, der Wanstkolik, Ruhr, dem Durchfall, der Wassersucht, Gelbsucht, den Schafegeln und Schafläusen.

(October.)

Die vorigen Personen.

Schulm. Die Schafe leiden noch an gar vielen Krankheiten, Herr Gevatter, allein theils kennt man sie nicht genau genug, theils ist man mit den Heilmitteln noch nicht recht aufs reine.

W. Ich dächte doch, man hätte Zeit genug gehabt, die Krankheiten der Schafe kennen zu lernen und auf Heilmittel zu denken; denn seit Cain und Abels Zeiten sind sie ja wohl schon krank gewesen.

Schulm. Wie es aber in der Welt geht, Herr Gevatter, die Dinge, die einem vor den Füßen liegen, über-

übersieht man, und um die, welche in einem andern Welttheil sich befinden, bekümmert man sich. Wenn sonst ein Pfarrer predigte, so waren alle Exempelchen, die er gab, aus dem Lande Canaan und aus Egypten hergenommen, und seine Zuhörer lernten nach und nach alle Städte und Dörfer in jenen Ländern besser kennen, als in ihrem Amtsbezirke. Wie es um ihr eigen Herz und in ihren Häusern aussahe und aussehen sollte, wie sie sich als rechtschaffene Christen gegen ihre Nachbaren und in ihrem eignen Lande betragen sollten, davon hörte man selten ein Wörtchen fallen, noch vielweniger Exempelchen, die von Gegenständen hergenommen waren, die sie um sich sahen. Das wäre zu gemein gepredigt gewesen. Es mußte immer ein Bischen hoch klingen, wie Pfarrer und Bauern meynten. Da war meine seel. Großmutter, (es war eine Pfarrers Tochter,) die sehnte sich in ihrem Alter nach weiter nichts, als daß sie einmal nach Jericho kommen möchte. Ich habe mir lange den Kopf zerbrochen, warum? und bin noch nicht damit aufs reine; denn einen rechten Grund von dieser Sehnsucht konnte sie selbst, wie sie sagte, nicht angeben. Genug man sieht doch, auf was für Einfälle die Leute gerathen: Nach Jericho sehnte sie sich, und in Erfurt, das zwey Meilen von ihrem Geburtsorte lag, war sie in ihrem Leben nicht gekommen, und das ist doch die Hauptstadt in Thüringen. So gieng es auch mit der Naturgeschichte. Die Sterne am Himmel, die Millionen Meilen entfernt sind, lernten die Leute viel

eher kennen, als die Thiere und die Gräser, die um sie herum waren. Ja man wurde so gar so klug in der Kenntniß der Gestirne, daß man aus dem Stande und Lauf derselben das Schicksal der Menschen, ihr Glück und Unglück vorher sehen konnte, aber daß die Schafe und Kühe oben keine Vorderzähne hätten, und warum sie diese nicht hätten, das wußte unter 1000 Personen kaum einer, kaum der Schäfer und Metzger, die diesen Thieren fast alle Tage in die Mäuler sehen.

W. Sie haben sogar unrecht nicht. Ich glaube man könnte noch jetzt in mehr Städten ein Examen anstellen, und es würden unter 1000 Personen kaum hundert wissen, daß die Schafe oben keine Vorderzähne haben.

Schulm. Er wird mir es also nicht übel nehmen, wenn ich ihm nicht recht antworten kann, wenn er mich über die Krankheiten der Schafe examinirt, denn ein Medicus bin ich nicht, und auch kein Schäfer. Was ich aber gelesen, gehört und selbst beobachtet habe, das will ich ihm gern mittheilen.

G. So erlaube er mir einmal eine Frage, Herr Wirth, weil sie mir eben einfällt. — Wie geht es denn zu, Hr. Schulmeister, daß die Schafe zuweilen Blut pferchen und auch Blutpissen?

Schulm. Dieß ist schon so eine Aufgabe, Nachbar Georg, die ich ihm nicht ganz werde lösen können. So viel ist richtig, daß beydes von fetter oder nasser Weide herkommt, vorzüglich wenn sie gewisse Kräuter fres-

fressen, die aber freylich noch nicht bekannt genug sind, z. B. Hahnenfuß, kleinen Sauerampfer ꝛc. Wenn ganze Stückchen Blut mit dem Mist abgehen, so nennt man dieß das Leudenblut, wenn sie aber dünnen mit Blut und Schleim vermischten Mist von sich geben, so ist es die Ruhr. Das Blutpissen und Blutpferchen wollen die Schäfer mit warmen Bier, in welchen etliche Eyer und viele Butter eingerührt ist, geheilt haben. Bey der Ruhr aber braucht man, wie ich einmal in einem Buche gelesen habe, folgendes Mittel: Man kocht eine Handvoll Tormentillwurzel in einem halben Quart Wasser vermischt, dieß mit 12 bis 15 Tropfen von Sydenhams schmerzstillender Tinktur und thut ein Loth Ipekakuanha bey. Wenn die Krankheit zu lange anhält, so nimmt man auch wohl einen Stängel von gemeinen Leim, weichet denselben in ein halbes Maaß süße Milch, läßt ihn darin zergehen, und giebt dieß dem kranken Schafe dreymal von 6 zu 6 Stunden laulich ein.

G. Nun da weiß man ja schon mehr als zu viel von dieser Krankheit.

Schulm. Nur die Hauptsache noch nicht; man sollte nämlich die Kräuter genau kennen, welche dergleichen Uebel verursachten, die Witterung ꝛc. Dadurch würde man in den Stand gesetzt werden auf Mittel zu denken, die diese Krankheiten verhinderten, und das wäre denn viel besser, als die aller beste Arzeney gegen die Krankheiten selbst.

G. Das hat seine Richtigkeit.

W. Was macht man denn, wenn die Schafe den Durchfall oder den Bauchfluß haben?

Schulm. Der bloße Durchfall, der von der schlechten Witterung oder auch vom Grase herrührt, das mit Mehlthau befallen ist, wird leicht curirt. Man stößt nämlich trockene Erlenknospen zu Pulver, thut halb so viel trocknes Salz darzu, und giebt jedem Schaf zwey Löffel voll. Ist aber der wirkliche Bauchfluß da, daß statt des Mistes die Nahrungsmittel wieder unverdaut weggehen, welches seinen Grund gewöhnlich in der Schwäche des Magens und der Gedärme hat, so braucht man folgendes Mittel: Man lößt ein Loth Wermuthsextract in einem Quart Wasser auf, thut ein halb Loth gepülverte Galgantwurzel darunter und giebt solches dem Schaf auf viermal, nämlich in zwey Tagen, jeden Tag zweymal.

G. Was hat es denn aber für eine Beschaffenheit mit der Verstopfung, die, glaub ich, ist schwerer zu curiren als der Durchfall?

Schulm. Wenn sie noch nicht lange gedauert hat, so hat es auch mit Hebung dieser Krankheit keine Schwierigkeit. Sie rührt von Verhärtung des Mistes, einer Schwäche der Gedärme oder einer zu langsamen Bewegung derselben her. Wenn man den Schafen fleißig Salz zu lecken giebt, unter welches man zerstoßene Lorbeeren thut, so gedeihen sie bald wieder. Ist das Uebel schon hartnäckig geworden, so kocht man folgendes Klystir: Man nimmt 1 1/2 Löffel voll Honig, eben so viel

Leinöhl, eine kleine halbe Handvoll Salz mit einem halben Quart Milch, und giebt dem Thier, wenn das Salz aufgelößt ist, dieß Klystir laulich. — Mit der Wanstkolik aber sieht es gefährlicher aus. Es ist dieß eine Verstopfung von Winden. Das Thier steht steif da, ist aufgeschwollen, frißt nicht, holt tief Athem und zittert. Man muß es so lange herumtreiben bis es pferchet. Man sperrt ihm auch wohl durch ein Holz das Maul auf, daß es gereizt wird herum zu springen, wodurch Abgang des Windes befördert wird. Allzu fette und blähende Gräser, die das Schaf in großer Menge genießt, erzeugen diese Krankheit, so wie bey dem Rindvieh der Klee. Ich weiß auch, daß Schäfer die heftigsten Blehungen mit einer Handvoll Schnupftaback in Milch eingegossen, vertrieben haben.

W. Wie ich gehört habe, so bekommen ja die Schafe auch die Wassersucht.?

Schulm. Dieß ist eine von den gewöhnlichen Krankheiten. Man schrieb sie sonst dem Schafegeln zu; allein dieß ist noch nicht ausgemacht. Eine sichere Ursache ist das Verhüthen der Schafe. Wenn sie auf nassen morastigen Weiden gehen, bethaute und bereifte fette Kräuter fressen, und überhaupt schlechtes, ihnen unangemessenes Futter bekommen, so verstopfen sich die Canäle in den Eingeweiden, welche das Thier nähren, und die Wassersucht erfolgt. Auch schreibt man sie zu heftiger oder zu weniger Bewegung, zu feuchter, auf Hitze zu schnell abwechselnder Luft zu. Man muß alsdann den

Schafen oft Salz mit gepülverten Lorbeeren vorsetzen, ihnen leichtes und trocknes Futter geben und mäßige körperliche Bewegung verschaffen. Einige geben einem solchen kranken Schafe einen Löffel voll Terpentinöhl mit 3 Theilen Wasser vermischt, wenn es vorher 12 Stunden gefastet hat. Man wiederholt dieß Mittel dreymal, aber allzeit über den vierten oder fünften Tag.

W. Die Gelbsucht soll ja auch eine gefährliche Krankheit der Schafe seyn?

Schulm. Allerdings! Die Schafe haben gelbe Augäpfel und eine gelbe Haut. Sie sterben oft schnell. Sie entsteht, wenn die Galle verhindert wird, sich ordentlich in die Gedärme zu ergießen, also wieder in das Geblüt zurücktritt. Man behandelt sie gewöhnlich wie die Wassersucht, doch muß man dem kranken Schafe noch zwey- oder dreymal jederzeit über den andern Tag ein Quentchen gepülverte Mönchrhabarber geben. Andere geben auch des Tages ein Quentchen gepülverte Enzianwurzel und eben so viel Venetianische Seife mit etwas Honig vermischt.

W. Vorhin sprachen Sie ja von den Schafegeln *). Auch an dieser Krankheit sterben die Schafe zuweilen.

Schulm. Weiß er denn was die Schafegeln eigentlich sind?

W. O die kenne ich sehr gut, es sind platte grünliche Würmer, die sich in den Gallengängen der Leber oft in Menge aufhalten und wie Schnecken aussehen.

Schulm.

*) Fasciola hepatica. Lin.

Schulm. Ganz recht. Sie befinden sich in den Gallengängen der Leber.

W. Aber wie kommen sie denn hinein?

Schulm. Sonst sagte man, die Schafe söffen sie mit unreinen Wasser ein; allein sie gehören in die Leber der Schafe, wie der Spulwurm in die Leiber der Menschen, denn man hat sie schon in ungebohrnen Lämmern entdeckt. Wenn sie nur einzeln da sind', schaden sie auch gar nichts, sondern nähren sich von der überflüssigen Gallenfeuchtigkeit. Man weiß auch jetzt gewiß, daß sie selbst keine Krankheit erzeugen, sondern daß sie bey den Krankheiten, wenn die Galle böse wird, wie z. B. bey der Wassersucht, in Menge ausgebrütet und nachher erst schädlich werden. Man muß also durch gute Weide und Wasser, jene Uebel zu verhüten suchen, so fallen die Klagen über Egelkrankheit von selbst weg. Trockne Weide, wiederholtes Salzfutter und Hafer helfen die Egel, wenn sie in Menge da sind, töden. Man kennt bis jetzt eine große und kleine Art Schafegel.

G. Es ist doch charmant, daß man jetzt diese Dinge ge so genau weiß. Was brauchen Sie denn aber gegen die Schafläuse, oder Schafzecken*)

Schulm. Ich wasche die Schafe mit Wasser, in welchem Taback gekocht ist.

W. Mein Vater nahm sonst Wurzel vom Ahornbaum, rieb sie zu Pulver, kochte sie in Wasser, seihete es durch, und wusch die Schafe, wenn es kalt war, damit.

*) Hippobosca ovina Lin.

Ein und zwanzigstes Gespräch.

Von der gelben Möhre *) oder Rübe und ihrem Anbau.

(Im November.)

Heinrich ein Nachbar aus dem Dorfe, der Wirth und sein kleiner Junge Bernhard, der dem Vater auf dem Schooße sitzt, und der Herr Schulmeister.

H. Ich sehe wohl, Herr Wirth, sein Junge ißt Möhrensaftslaten. Bey mir gehts mit dem Möhrensaft dieß Jahr wieder leer aus, und ich dachte nun, dieß Jahr müßte ich viel Möhren bekommen. Ich weiß nicht woran es liegt. Ich sehe halt, daß zu allen Glück gehört, denn manche Sachen gerathen einem nicht, und wenn man sich auch den Kopf darüber zerbricht.

Schulm. Ja es ist eine ganz eigne Sache mit dem Kopfbrechen, Nachbar Heinreich; Kopfbrechen und Kopfbrechen ist zweyerley.

H. Ach das weiß ich wohl. Wenn ich z. B. mit dem Kopfe wider die Kirchmauer rennen wollte, so würde ich den Kopf auch zerbrechen, aber das meyne ich nicht; sondern ich meyne, wenn einen das Ding so nicht aus dem Kopf kommt, daß man es immer bey sich herum trägt, und es nicht loswerden kann, und immer etwas darüber ausklauben will.

Schulm.

*) Daucus Carotta. Lin.

Schulm. Das meyne ich auch! Er meynt doch, wenn man über der Sache nachgrübelt, wie man es besser und gescheuter machen will.

H. Ganz recht, Herr Schulmeister!

Schulm. Da meyne ich nun, daß das Nachgrübeln oder Nachdenken auch zweyerley wäre. Wenn man einer Sache nachgrübelt oder nachdenkt, so muß es auch in einer gewissen Ordnung geschehen.

H. Ohngefähr so wie man den Kartoffeln nachgrübelt.

Schulm. Wie meynt er denn das Heinrich?

H. So, Herr Schulmeister. Wenn man nach Kartoffeln grübelt und wollte mit der Hacke auf dem ganzen Acker herum grübeln, da ein Loch und dort ein Loch machen, so wäre das unrecht gegrübelt!

Schulm. Allerdings.

Bernhard. Und wenn man in der Nase grübelt, nicht wahr Herr Schulmeister, das ist auch unrecht gegrübelt.

Schulm. Ja, lieber Bernhard, da darf man gar nicht grübeln, nicht unordentlich und nicht ordentlich.

H. I das ist ja gar ein närrischer Junge; guckt doch, der schwazt auch drein.

Schulm. Nun wie meynt er denn anders, Nachbar Heinrich.

H. Wenn man aber so hübsch nach der Reihe einen Stock und ein Fleck nach dem andern ausgrübelte, das wäre recht und ordentlich gegrübelt.

Schulm. So muß man gerade auch nachgrübeln, wenn man etwas mit dem Verstande ausgrübeln will. Hübsch ordentlich muß man nachdenken.

H. Ich denke doch auch, ich habe hübsch ordentlich nachgedacht.

Wirth. Das wird er gleich sehen, wenn der Herr Schulmeister weiter examiniren wird.

Schulm. Nun wie hat er denn nachgedacht?

H. Je nun, ich habe den Saamen einmal im Vollmonde gesäet, und es wurde nichts, hernach im Neumonde, und es wurde nichts; auch einmal im ersten Viertel und es wurde nichts, und dieß Jahr auch im letzten Viertel, und es ist wieder nichts geworden. Das heißt doch alles gethan, was man nur von einem Nachgrübler verlangen kann.

W. Ja, warlich, Nachbar Heinrich, mehr als man verlangen kann. Meiner Meynung nach aber hat er gar schlecht gegrübelt. Da grübelt man gar nicht, wenn man viel und große Möhren haben will. An der Erde muß man herum grübeln und nicht am Himmel.

H. Der Himmel ist doch wohl mehr als die Erde?

W. Das wohl, aber nur nicht, wenn man Möhren haben will.

Schulm. In so fern auch, Hr. Gevatter, daß die Witterung vom Himmel abhängt. Allein darin hat er recht, daß man erst auf die Erde sehen muß, wenn man darüber nachdenkt, wie man Möhren haben will. Sieht er, Nachbar Heinrich, wenn er viele und große

Möh-

Möhren haben will, so muß er sie erst auf einem Stück Acker säen, das den gehörigen Boden zum Möhren hat, zweytens, muß er den Acker zurecht machen, wie es die Möhren verlangen, drittens muß er sie zur gehörigen Zeit säen, viertens guten Saamen nehmen, und fünftens, sie wenn sie aufgegangen sind, durch Harken und Jäten gehörig in Acht nehmen. Sieht er in der Ordnung muß er nachgrübeln, wenn die Möhren gerathen sollen. Der Mond hat ganz und gar keinen Einfluß auf die Möhren.

H. Das ist für unser Einen ein Bischen zuviel verlangt, Herr Schulmeister.

W. Das wüßte ich nicht, Nachbar Heinrich. Er sieht doch, das meine Möhren gerathen, ich habe aber auch gethan, was der Herr Schulmeister ihm jetzt gesagt hat, ich habe in der Ordnung nachgedacht, wie man wohl viel und große Möhren erhalten könnte.

Schulm. Nun so sag er doch Nachbar Heinrichen, wie er es macht, Herr Wirth.

W. Erstlich ziehe ich meinen Saamen selbst, denn wenn man ihn kauft, so bekommt man oft alten, oder verstockten. Dann müssen allemal die Erdflöhe und Gott weiß was Schuld daran gewesen seyn, wenn die Möhren nicht so stehen, wie sie stehen sollten. Den zweyjährigen Saamen habe ich immer für den besten gefunden. Zweytens muß das Land, wenn die Möhren gut gerathen sollen, sandig, warm und leicht seyn, und drittens mache ich es gut zurecht und das ist die Hauptsache. Hierin

versehen es die meisten Leute. Gewöhnlich gräbt oder acker man das Land erst im Februar, im März, oder auch wohl gar im Anfange des Aprils; es dorrt auf diese Weise zu sehr aus, der Saame welcher ohnehin lange in der Erde liegen bleibt, ehe er aufgeht, kommt erst hervor, wenn die Wärme die Erdflöhe schon stark hervorgelockt hat, und so wird oft der zarteste Keim gleich abgebissen oder verdorrt.

Diesem Uebel beuge ich dadurch vor, daß ich meinen Acker darzu schon vor Winters zurecht mache. Dadurch zieht sich die fruchtbare Winterfeuchtigkeit in denselben; und ich kann alsdann den Saamen, und wenn es das Wetter gleich nach Weyhnachten leidet, in die Erde bringen, er kommt bald, und die Erdflöhe können den Pflänzchen nichts anhaben, da sie schon groß genug sind, wenn diese in Menge ankommen. Ueberhaupt ist es gut, wenn man alles Sommerfeld vor den Winter noch felget. Bey der Gerste thut man es auch gewöhnlich, aber bey den andern Früchten nicht. Dieß Land, das vor Winters zu Möhren zurecht gemacht ist, trägt zwar etwas mehr Unkraut, aber weil es gefroren ist, so bleibt es das ganze Jahr mürbe, und es läßt sich in einem halben Tag mehr darauf jäten, als auf andern in zwey Tagen. Ueberdieß kann man fast beständig drauf jäten, anstatt daß der im Frühjahr gegrabene oder geackerte gar leicht zu hart wird, so daß man mit dem Jäten erst auf einen Regen warten muß, und ist dieser anhaltend oder kommt spät, so leiden die Möhren oft keinen kleinen Schaden. Ich habe drey Jahre hinter einander die Probe gemacht, habe einen

Theil

Theil des Ackers vor Winters zurecht gemacht, zeitig gesäet, und einen Theil erst im März, und auf jene Art habe ich allzeit mehrere und größere Möhren erhalten. Es ist auch sehr nützlich, wenn man, anstatt das zweytemal zu jäten, die gelben Rüben umhackt, und rund herum die Erde auflockert. Es macht nur eine kleine Mühe mehr als das Jäten. Man muß auch, wo sie zu dick stehen, viel aushacken oder ausjäten lassen; sie bleiben sonst klein und geben weniger im Gemäß. Das ist so, was ich durch Nachdenken über den Möhrenbau herausgebracht habe.

Schulm. Und wenn er es so macht, Nachbar Heinrich, so werden ihm die Möhren gewiß gerathen.

W. Daß das Land gut gedüngt seyn muß, versteht sich von selbst.

Schulm. Wenn man freylich so gutes Land darzu nimmt, wie in der Gegend um Erfurt, und es zurecht macht, wie das beste Gartenland, so gerathen sie auch gewöhnlich, wenn man sie im März oder April säet.

H. Ja wer hat aber darzu bey uns die Zeit, wo der Feldarbeiten so viel sind?

Schulm. Da mag er wohl so gar Unrecht nicht haben.

H. Aber ich habe ja auch gehört, daß man verschiedene Sorten von Möhren hätte. Vielleicht habe ich die rechte Sorte nicht.

W. Die rechte Sorte hat er wohl, denn er hat ja auch den Saamen von dem Gärtner H. in Erfurth gekauft, wie Nachbar Hans, der rechte schöne Möhren bekommen hat. Aber es giebt wirklich verschiedene Sorten,

ten, die ich selbst nicht alle kenne. Vielleicht kennt sie der Herr Schulmeister.

Schulm. Ich kenne fünferley Arten. 1) Die gemeine gelbe Möhre, 2) Die goldgelbe Möhre, 3) Die weiße Möhre und 4) Die rothe Möhre. Die beyden ersten sind vorzüglich für die Landwirthschaft, da sie sich länger halten als die letzte Art, und besser schmecken als die vorletzte. 5) Die Frühmöhren oder Carotten säet man blos in Beete; sie sind röthlich oder gelbroth, werden nie über 6 Zoll lang und sind mehr stumpf als spitzig. Man säet sie im März um sie um Johanni zum grünen Erbsen essen zu können, auch im August um sie gleich im kommenden Frühjahr für die Küche zu haben und bedeckt sie deshalb im Winter mit Pferdemist.

W. Aber wo stammen denn die Möhren eigentlich her?

Schulm. Aus Deutschland! Kennt er denn die wilden Möhren *) nicht, die so häufig in bergigen freyen Gegenden in der Sommersaat als ein Unkraut wachsen?

W. Doch nicht die Vogelnester?

Schulm. Ganz recht die Vogelnester.

H. Wachsen denn die Vogelnester auch?

Schulm. Ja, die Vogelnester, welche wir meynen. Wenn das Kraut, das grade aussieht und riecht, wie Möhren blüht, so hat es in der Mitte ein dunkelpurpurrothes Blümchen.

W.

*) Daucus Carotta sylvestris zum Unterschied von der zahmen Möhre, welche Daucus Carotta sativa heißt.

W. Ich besinne mich.

Schulm. Wenn der Saame, der eine grade Borste hat, anstatt daß sie bey der zahmen Möhre haakenförmig ist, wenn dieser reift, so bildet er einen Schirm oder eine Dolde, der wie ein Vogelnest, halb kugelförmig, aussieht. Aus diesem Saamen nun ist unsere Garten- und Ackermöhre durch Veredelung entstanden, wie alle unsere zahmen Früchte.

W. Das ist mir lieb, daß ich dieß nun auch weiß.

Zwey und zwanzigstes Gespräch.

Von den Perlen und der Perlenfischerey.

(Im November.)

Der Herr Schulmeister und viele Leute aus dem Dorfe.

Schulm. Ihr habt mir schon lange angelegen, daß ich Euch etwas von den Perlen, ihrer Entstehung und Fischerey erzählen soll. Ich habe es Euch versprochen und heute bin ich im Stande mein Versprechen zu erfüllen. Was ich in meinem kleinen Büchervorrath davon gefunden habe (denn selbst gesehen habe nur Perlen und Perlenmuscheln, aber keine Perlenfischerey; diese wird wie ihr wißt in Klugheim und auch in unserer ganzen Gegend nicht getrieben), was ich also in meinen Büchern gefunden habe, das will ich euch vorlesen, ich habe mir es aufgeschrieben, und ich denke ihr sollt es alle verstehen. Seyd ihr es zufrieden?

Alle. O ja, o ja! Herr Schulmeister!

Schulm.

Schulm. Nun so hört denn: Die Perlen entstehen in Muscheln, und sind, wenn sie in dem Thiere selbst stecken, das die Muschel bewohnt, ohngefähr das, was die Krebsaugen in den Krebsen sind. Ueber den Ursprung der Muscheln sind aber die Herrn Gelehrten noch eben so wenig einig, wie über den Ursprung der Krebsaugen. Man hat vorzüglich zweyerley Arten von Muscheln, in welchen Perlen gefunden werden.

1) Die Perlenmuschel *). Von ihr kommen die Europäischen Perlen, denn sie lebt in den Flüssen von Norwegen, Schweden, Lappland, England, Liefland, Pohlen, Böhmen, Schlesien, Sachsen und von mehrern Gegenden Deutschlands. Sie liebt ein reines klares Wasser mit sandigem oder thonigem Grunde, besonders wo es in Thälern frisch von Bergen herabstürzt. Man findet sie auch in den Seen der Barbarey. Sie wird 5 bis 6 Zoll breit und 2 1/2 Zoll lang. In der Bauart ist sie der Mahlermuschel ähnlich, die man bey uns in allen Teichen und Flüssen findet, nur schwerer und dickschaaliger. Die Schaalen sind länglich eyrund, nach vorne verengert, hinten nach dem Angel oder dem Schloß zu sehr dickbäuchig. In dem Schloß ist der Hauptzahn kegelförmig. Die äußere graue Rinde ist grob, bräunlich oder schwärzlich; inwendig aber liegt das schönste Perlemutter, welches mit allerhand Farben spielt.

Die Perlen, welche man theils im Thiere selbst, theils inwendig an der Schale findet, sind oft so schön, wie die Orien-

*) Mya margaritifera. Lin.

Orientalischen. Diejenigen, welche inwendig an der Schaale sitzen, haben ihren Ursprung von einer äußern Verlezzung, die von dem Feinde dieser Muscheln vorzüglich von Pholaden herrührt. Diese bohren sich in die Schaale ein, um den Bewohner auszusaugen; diese aber überzieht die Oeffnung, so bald sie die Gefahr bemerkt, inwendig mit einer kalkartigen Materie, die bald erhärtet und den Glanz der inwendigen Schaale erhält. Die Perlen im Thiere, die man sonst einer Krankheit zuschrieb, können eben denselben Ursprung haben. Wenn z. B. Sandkörnchen in die geöffneten Schaalen kommen, und in das weiche Fleisch der Muscheln eindringen, so muß ihr das eben so beschwerlich seyn als ein Stich, sie umgiebt also instinktmäßig diesen Körper mit der Perlenmaterie. Dieß soll der Kunstgriff der Perlenfischer in Asien seyn, die Muscheln zur Erzeugung der Perlen zu zwingen. Sie nehmen nämlich die Muscheln aus dem Wasser, bringen sie ohne Verletzung zur Oeffnung ihrer Schaalen, legen gewisse künstlich gefertigte Körperchen in sie hinein und thun sie alsdann wieder ins Wasser. Nach einiger Zeit fischen sie sie wieder aus, und finden, daß diese Körperchen mit der schönsten Perlenmaterie überzogen und die besten Perlen sind. Die Chineser thun eben so die untauglichen kleinen Perlen wieder in die Muscheln, und lassen sie etliche Jahre darinnen vergrößern. Der Ritter von Linne der große schwedische Naturforscher hatte ebenfalls ein Geheimniß entdeckt, Perlen in den Muscheln hervorzubringen, und ward von seinem König dafür in den Adelstand erhoben.

Es

Es ist aber noch nicht bekannt worden, sondern wird schrifftlich in dem Schwedischen Archiv aufbewahrt. Vielleicht daß es ein künstliches Anbohren der Schaale ist; denn gienge dieß an, so würde man nicht nur eine Menge Perlen erzeugen können, sondern auch nur solche erzeugen können, welche völlig rund und wohlgestaltet wären, welches gewöhnlich der Fall nicht ist, da die Feinde der Muscheln nicht lauter grade, sondern auch schiefe Löcher bohren. In Deutschland findet man vorzüglich in der Elster Perlen von ansehnlicher Größe und Schönheit. In Norwegen steht der Perlenfang, der von Johannis angetrieben wird, unter königlicher Aufsicht, und gehört als ein Regale der Königin von Dänemark zu.

Die andere Art der Muscheln, in welchen die besten und mehresten Perlen gefunden werden, ist:

2) Die Perlenmuttermuschel *). Von dieser bekommt man auch das sogenannte Perlenmutter, woraus z. B. Messerstiele, Dosen und dergleichen Dinge gemacht werden. Sie befinden sich im Indischen und Amerikanischen Ocean, und zwar in gewissen Gegenden in großer Menge. Solche Plätze nennt man Perlenbänke. — Die Schaale ist fast rund, platt, dick, vorn in die Queere und durch mehrere Häute rauh, die am Rande in lange Zähnchen ausgehen. Am Angel ist ein großes breites Ohr. Die Schalen werden bis 8 Zoll lang und noch breiter.

Diese Muscheln können nur mit äußerster Lebensgefahr aus der Tiefe des Meeres herauf gebracht werden.

Dieß

*) Mytilus margaritiferus. Lin.

Dieß Geschäfft heißt die Perlenfischerey und wird durch Taucher verrichtet, die entweder in einem bloßen Korbe, oder in einer sogenannten Taucherglocke ins Wasser hinab gelassen werden. Diese Leute müssen in ihrer zartesten Kindheit ans Tauchen gewöhnt werden, ehe das eyförmige Loch in der Scheidewand des Herzens völlig verwächst. Einige Zeit vorher, ehe die Fischerey ihren Anfang nimmt, halten sie eine besondere Diät und bestreichen den Leib oft mit Oehl. Wenn alsdann dieß Geschäffte seinen Anfang nehmen darf, begeben sie sich bey einer Perlenbank, entblößen sich völlig, verstopfen die Ohren mit Baumwolle, die mit Oehl getränkt ist, klimmen sich die Nase mit einem gespaltenen Horn zu, und binden ein schwammähnliches Gewächs vor dem Mund, welches ihnen einige Zeit Luft verschafft, ohne daß das Wasser durchdringt. Hierauf lassen sie sich an einem Strick gebunden mit einem Sack umgürtet und einem Messer in der Hand hinab ins Meer, brechen in aller Eil die Muscheln von den Felsen ab, stecken sie in den Sack, und geben ein Zeichen, damit sie von denen die oben im Kahne sitzen, wieder herauf gezogen werden. So wechselt ein Taucher mit dem andern bis auf den Abend ab. Sie können aber dieß Geschäffte nicht lange Jahre treiben; denn entweder ertrinken sie, oder werden von Seeungeheuern verschlungen, oder bekommen Blutspeyen, wovon sie bald sterben.

Man vergräbt hierauf die Muscheln in Sand, läßt die Thiere darin verfaulen und die Schaalen sich öffnen.

Alsdann nimmt man die Muscheln heraus, reinigt sie von feinen Sand und sortirt sie nach ihrer verschiedenen Güte, wobey man auf die Größe, Gestalt und den Glanz sieht. Die Taucher sehen es den Muscheln auch von außen an, ob sie brauchbare Perlen enthalten oder nicht, und werfen diejenigen, die sie nicht dafür erkennen, sogleich wieder ins Wasser, damit dieser Schatz nicht verlohren gehe.

Dieß ist denn ein kurzer Inhalt von den Muscheln, in welchen Perlen sich befinden, von den Perlen selbst und von ihrer Fischerey. Nun will ich Euch aber noch vorlesen, wie es in verschiedenen Ländern, besonders in Asien und Amerika bey der Perlenfischerey hergeht, und zwar wie ich es in den Reisebeschreibungen über jene Länder gefunden habe. Ich habe auch deshalb ein Paar Landcharten hier mitgebracht, damit wir die Länder aufsuchen können, von welchen hier die Rede ist.

Im Persischen Meerbusen und bey der Insel Baharen fischet man zweymal im Jahre die Perlen; das erstemal im März und April, das letztemal aber im August und September. Der Verkauf nimmt im Junius seinen Anfang, und dauert bis zu Ende des Decembers. Die Fischerey wird folgendermasen angestellt. Des Morgens früh segeln eine Menge Barken auf fünf Meilen ins Meer; denn man muß zum Perlenfange wenigstens vier und höchstens zwölf Klaftern tief Wasser haben. Nachmittags kommen die Barken zurück. Auf jeder befindet sich ein Taucher, welcher eine besondere Tracht hat. Denn wenn er ins Wasser geht, so hat er am gros-

ßen

ßen Zähen einen Stein von sechs Pfunden, und unter dem Arme wird ihm ein Stein durchgezogen, der an der Barke fest gemacht ist.

Der Stein ziehet ihn, vermöge seiner Schwere, sehr geschwind unter das Wasser. Sobald er zu Boden kommt, macht er ihn los, und man ziehet ihn alsdann mit einem daran befestigten Stricke wieder in die Höhe. Alles dieses geschieht in wenig Augenblicken. Der Taucher füllt in dieser Geschwindigkeit ein Netz, das wie ein Sack gemacht ist, mit Austern an. Dieses Netz ist oben mit einem eisernen Ringe versehen, damit es nicht zusammen fällt, sondern beständig offen bleibt. Sobald als der Taucher den Athem nicht länger zurück halten kann, zieht er an dem Stricke unter dem Arme, da man ihn denn im Augenblicke zurück in die Höhe ziehet. Diese gefährliche Operation wird binnen zehn Stunden sehr oft wiederholt. Die Austern bleiben in dem Sacke liegen und werden hernach auch mit einem daran befestigten Stricke heraufgezogen. Welche Mühe und wie viel Lebensgefahr kostet es nicht diesen armen Leuten, uns eine Sache aus dem Meere zu holen, die wir allenfalls gänzlich entbehren könnten!

Einige Taucher nehmen Oehl in den Mund, um es desto länger unter dem Wasser aushalten zu können, und um sich den Grund des Meeres dadurch heller zu machen, wenn sie dann und wann einen Tropfen davon fallen lassen. Den Nachmittag wird der Sack mit Austern herauf gezogen, und die Barken segeln alsdann mit einem gün-

stigen Winde vom Meere zurück ans Land. Man nimmt sich nicht die Mühe die Austern aufzumachen, weil sie sich von selbst öfnen, wenn sie verderben, und niemand speiset das Fleisch wegen seines übeln Geschmacks. Die Armen verkaufen die Perlen sogleich um einen schlechten Preis; hingegen die Perlenjuden heben sie auf, bis die Zeit des Perlenfanges vorbey ist. Hernach verkaufen sie dieselben an die Banianen und Mohren, die sie nach ihrer Güte auslesen. Hierzu bedienen sie sich kupferner Siebe, womit sie die recht runden von den eckigen, die weißesten von den fleckigen, oder den trüben, und die großen von den kleinen absondern. Nachher durchbohren sie die Araber mit einer solchen Geschicklichkeit, daß man in den allerkleinsten das Loch kaum mit den Augen unterscheiden kann. Endlich werden sie nach dem Gewichte, im Persischen nach dem Abas, und im Mogulschen nach dem Rati verkauft. Die ganze Fischerey kann in einem Jahre wohl 11000000 Thaler eintragen.

Die Alten glaubten, daß sich die Perlen in der Muschel vom Thaue des Himmels erzeugten, und daß jede Auster nur eine einzige in sich enthielte. Allein es ist weder das eine, noch das andere wahr. Die Austern liegen öfters zehn Klaftern tief unter dem Wasser unbeweglich. Wie könnte also wohl der Thau bis zu ihnen dringen? Ja, da der Thau, wie man nach der Zeit eingesehen hat, nur ein Schweiß der Pflanzen ist, wo sollte er diese Eigenschaft herbekommen, sich in Perlen zu verwandeln? Aber so gieng es im Alterthume mit allen

den

den Sachen, die vom Himmel fielen. Die leichten Irrwische waren Sterne; die Thautropfen waren Perlen. Doch seitdem diese Sachen angefangen haben, von der Erde in die Höhe zu steigen, so sind sie Schmutz und Schweiß geworden. Was das betrifft, daß sich in jeder Auster nur eine Perle aufhalten sollte, so hat es die Erfahrung längst widerlegt. Man findet zuweilen in einer 7 bis 8 Perlen. Sie erzeugen sich auf eben die Art, wie die Eyer im Leibe der Hühner. Das größeste befindet sich allemal zunächst an der Mündung, und die übrigen liegen tiefer hinein, damit sie erst auswachsen können. Eben so ist auch die größte Perle die erste; die andern sind kleiner, und die noch unvollkommenen bleiben am Grunde der Muschel liegen, bis sie die Natur zu ihrer Vollkommenheit gebracht hat. Inzwischen haben nicht alle Austern Perlen, sondern in vielen finden sich gar keine.

Es giebt vieler Orten in der Welt Perlen; allein die schätzbarsten, die das schönste Wasser und die größte Durchsichtigkeit haben, werden bey der Insel Baharen, und an der Küste von Catifa im glücklichen Arabien gefischt, als unter denen sich die wenigsten gelben und eckigen befinden. Diese gelbe Farbe rührt davon her, daß die Kaufleute zuweilen vierzehn und mehrere Tage warten, ehe sich die Austern selbst eröffnen. Weil sie nun alsdann schon ganz verfault sind, so stecken sie die Perlen zugleich an, daß sie davon gelb anlaufen. Dieses ist auch die Ursache, warum es besser wäre, die Austern bald mit Gewalt zu öffnen, als sie erst sterben zu lassen; denn ob man gleich dieses darum unterläßt, damit man die Perlen nicht

verletze, so könnte doch einige Behutsamkeit diese Schwierigkeit, wie bey andern Nationen, leicht heben.

Es giebt auch japonnesische Perlen; allein, die Japonneser so wohl, als auch die Chineser, machen sich nicht so viel, als wir, aus diesen Steinen, und ihr Perlenfang wird daher so sehr vernachläßiget, daß man sich nicht einmal die Mühe nimmt, die Sandbänke aufzusuchen, wo sie am häufigsten angetroffen werden. Ganz dicht an den Philippinischen Inseln, ja sogar bey den Mündungen der Flüsse trifft man treffliche weiße Perlen an. Die Perlenmütter davon sind viel schöner, als an andern Orten; allein die Einwohner des Landes lassen sie unbenutzt liegen.

An der Küste von Californien werden die Perlen in erstaunlicher Menge gefischt; besonders von Capo St. Lucar an, bis an das weiße Vorgebirge, welches die Indier Alzates nennen. Diese Indier, die uns so schöne Perlen senden könnten, gehen mutternackend und irren umher, wie das Vieh; sie bauen und säen auch das Feld nicht, und leben allein von Wurzeln und Früchten des Landes, und von dem Wildprete, das ihnen zu Theil wird. Ihre Austern lassen sie über dem Feuer aufgehen, und speisen das Fleisch derselben, wodurch die Perlen alle ihre Schönheit verlieren.

Auch die Spanier fischen, vom Vorgebirge Corientes, bis Acapulco, Perlen. Allein, sie sind größtentheils von unreiner Bleyfarbe und ungleich: daher sie bey dem Europäischen Frauenzimmer wenig Beyfall finden würden. Die Mexicanerinnen hingegen, die sie am Halse, in den

Oh-

Ohren, und an den Armen tragen, machen sich wenig aus der weissen Farbe, wenn sie ihnen nur wenig kosten, und ihre Hals- und Armbänder fein schwer sind.

Die Küsten von Peru und Panama geben große Perlen; allein sie haben nicht das Wasser der orientalischen, und sind dabey breit, schwärzlich und bleyfarbig, weil sie auf einem sehr schlechten Boden, und zuweilen nur eine oder zwo Klaftern tief im Wasser erzeuget werden.

Man hat auch ehedem bey der Margaretheninsel schöne große und weisse Perlen gefunden; allein itzo sind diese rar, ja, der Fang derselben hat gänzlich aufgehöret. Die Insel St. Martha und andere geben auch Perlen, die aber von keinem besondern Werthe sind.

Drey und zwanzigstes Gespräch.

Fortsetzung von den Perlen und der Perlenfischerey.

(Im December).

Die vorigen Personen.

Schulm. Nun wollen wir sehen, wie in Amerika der Perlenfang getrieben wird.

In dem Meerbusen bey Panama (hier liegt er auf der Charte) liegen 48 Inseln, auf denen der Perlenfang

abgewartet wird. Die Perlen sind sehr gemein; denn fast alle wohlhabende Personen halten eine Anzahl Schwarze zu dieser Fischerey. Wir wollen sehen, wie sie die Sache anfangen.

Die Eigenthümer der Schwarzen erwählen aus ihren Sklaven zu dieser Fischerey diejenigen, so am geschicktesten dazu sind. Um sich unter das Wasser zu begeben, dazu gehören vornehmlich die Eigenschaften, daß man gut schwimmen, und den Athem lange an sich halten kann. Wenn hierzu eine gewisse Anzahl ist auserseheu worden, so sendet man sie auf vorhin gedachte Inseln, wo sie ihre Puncherien, oder Wohnungen und eigene Parken zu dieser Fischerey haben. Daselbst werden sie schaarweise, zu 18 bis 20 und mehreren, auf die Barken vertheilet, nachdem es das Fahrzeug zulassen will, und eine jede solche Schaar bekommt ihren Corporal. Sie schiffen auf diejenigen Höhen, wo sie wissen, daß Perlen gefunden werden, und wo nicht über zehn, zwölf bis funfzehn Klaftern tief Wasser ist. Wenn sie hier angekommen sind, so legen sie sich vor Anker, befestigen sich ein Seil mitten um den Leib, das mit dem andern Ende an dem Orte, der dem Fischer zugehört, an der Barke fest gemacht wird, und fahren mit einem kleinen Gewichte, das sie zu sich nehmen, desto geschwinder hinunter in die Tiefe. Sobald sie Grund fühlen, reissen sie eine Auster los, die sie unter dem linken Arm nehmen, eine andere, die sie in der linken, und eine dritte, die sie in der rechten Hand halten. Mit diesen dreyen oder auch mit noch einer vierten

ten Perlenauster, die sie zuweilen in den Mund nehmen, eilen sie wieder zurück, um Luft zu schöpfen, und schütten die gemachte Beute in einen Sack. Sobald sie sich ein wenig erholt haben, tauchen sie von neuem unter, und fahren so immer fort, bis sie ihr völliges Theil haben oder bis sie müde sind. Jeder Taucher muß eine gewiße Anzahl Perlen für seinen Herrn schaffen. Die Taxe ist unter Herren, die Sklaven besitzen, allgemein und durchgängig gleich. Sobald die Mohren ihre vorgeschriebene Zahl Perlen haben, hören sie auf unter zu tauchen, und fangen an die gefischten Austern zu eröffnen. Sie nehmen die Perlen heraus und liefern sie dem Aufseher. Wenn sich nun gleich kleine und schlechte darunter befinden, so werden sie doch mitgezählt; und wenn der Mohr in den Austern, die er über seine Anzahl bekommen hat, die größten und schönsten Perlen findet, so sind sie doch sein und er ist nicht einmal gezwungen, sie seinem Herrn zu verkaufen. Nichts destoweniger kann man doch leicht erachten, daß sie der Herr mehrentheils um einen sehr billigen Preis von seinem Sklaven erhandeln kann.

Inzwischen kriegen die armen Mohren nicht alle Tage ihre volle Anzahl heraus. Zuweilen ergreifen sie Austern, worin die Perle noch nicht hart ist; andere, worin sich gar keine befindet, und andere, in denen die Auster gestorben ist. In allen diesen Fällen werden dergleichen mangelhafte Stücke nicht mitgerechnet, und sie müssen an ihrer Stelle andere Perlen schaffen, Perlen de Reci-

bo, welches eben so viel heißt, als solche, die man brauchen kann, oder die werth sind, angenommen zu werden.

Außer der Mühe und Arbeit, die diese elenden Taucher bey diesem Fange auszustehen haben, indem die Schaalen so fest an den Felsen sitzen, daß sie kaum losgebrochen werden können, haben sie auch noch von gewissen großen Fischen Lebensgefahr auszustehen, die sich häufig auf diesen Höhen aufhalten, und die Herrn Schwarzen, die sie auf dem Grunde des Meeres antreffen, entweder auffressen, oder sich ein wenig auf ihnen ausruhen, daß sie zerknirscht, u. von ihrer entsetzlichen Schwere erstickt werden.

Kein Fisch ist aber den armen Sklaven gefährlicher als der Hayfisch *) welcher auch der Menschenfresser, Hundshay, Seewolf und Meerwolf heißt. Dieser frißt viel lieber einen Schwarzen als einen Weißen, und es scheint, als wollten diese Thiere die kostbaren Schätze ihres Elements gegen diejenigen Menschen schützen, die sie ihnen wegrauben wollten; denn ob es gleich längs der Küste hin eine Menge solcher ungeheuern Fische giebt, und man sie überall zu fürchten hat, so finden sie sich doch am häufigsten, wo die Perlenmuscheln sich aufhalten.

Ich muß doch den Fisch etwas näher beschreiben. Er ist von ungeheurer Größe, wird 20 bis 30 Fuß lang, 9 bis 10 Fuß im Umfange und 10 bis 15000 Pfund schwer. Ein erwachsener Mensch kriecht bequem durch seinen Rachen durch, und man hat schon in dem Magen eines funfzehn-

*) Squalus Carcharias. Lin.

zehnfüßigen zwey Thunfische und einen Mann mit seiner Kleidung und in einem andern ein ganzes Pferd gefunden. Herr Prof. Müller erzählt auch im dritten Bande seines Linneischen Natursystems S. 268 eine merkwürdige Geschichte von einem solchen Fische, den er selbst gesehen. Im Jahr 1758 fiel nämlich auf dem Mittelländischen Meere ein Matrose auf einer Fregatte bey stürmischen Wetter über Bord. Sogleich war dieser Fisch da, der den schwimmenden und schreyenden Matrosen sobald in seinen Rachen nahm, so daß dieser verschwand, und die in der Schaluppe herbeyeilenden Kammeraden ihm nicht helfen konnten. Der zusehende Capitän hatte so viel Gegenwart des Geistes, daß er sogleich ein auf dem Verdecke stehendes Geschütz auf den Fisch richten und abbrennen ließ, welches auch so glücklich traf, daß derselbe den Matrosen sogleich wieder von sich gab, welcher dann in die Schaluppe wenig verletzt aufgefischt wurde. Der Hundshay aber wurde durch Harpunen und Stricke vollends überwältigt, an die Fregatte geschleppt, aufgehängt und getrocknet.

Die Dänischen Mißionarien erzählen von seiner Menschenfresserey folgendes Beyspiel. Ein Schiffjunge schwamm im Meere, sich zu baden, es ergriff ihn aber ein Hayfisch, und biß ihm ein Stück Fleisch aus den Lenden. Er schrie um Hülfe. Als man ihn aber

herausziehen wollte, kriegt ihn der Fisch noch einmal, und beißt ihm beyde Füße bis an die Knien ab, daß er gleich, als er ins Schiff gebracht worden war, starb. Man hat mehr solche Historien von ihm. Es ist aller Wahrscheinlichkeit nach der Fisch, welcher den Propheten Jonas verschlungen hat, denn er ist im Mittländischen Meere, wo sich diese Begebenheit zugetragen haben soll, sehr häufig, und der eigentliche Grönländische Wallfisch hat eine viel zu enge Kehle, als daß er einen Propheten hin und her marschiren lassen könnte. Dieß Thier hat einen flachen Rücken, und in seinem Rachen stehen sechs Reihen dreyeckiger Zähne, die sägenförmig gezackt sind, in jeder Reihe ohngefehr 30; sie sind 1/2 Zoll hoch, daher man sich leicht vorstellen kann, wie scharf das Thier beißen muß; die hintersten sind beweglich und können nach Gefallen, nach dem Schlunde zu niedergelegt und wieder aufgerichtet werden. Die Haut ist gekörnt, weißgrau, oder auch dunkelgrau. Es giebt einen kleinen Fisch von der Größe eines Heringes, den man Piloten nennt *), dieser soll vor ihn herziehen und ihn den Weg zeigen. daher er auch der Wegweiser heißt; diesen läßt aber der Haysisch nicht nur ohne zu beleidigen gehen, sondern läßt ihn so gar in seinen Rachen schwimmen, ohne ihn zu beschädigen. Wenn man dieß Ungeheuer fangen will, so läßt man einen starken fingersdicken Hacken an einer Kette, mit einem guten Stück Fleisch an einem starken Stricke, ins Meer hinaus, da er denn bald anbeißt. Er ist da

bey

*) Gesterostris Ductor. Lin.

bey so begierig, daß wenn ein Hacken abreißt oder bricht, er gleich wieder an einen andern anbeißt, auch nicht leicht wieder weggehet, wenn er einmal bey einem Schiffe ist. Wenn er sich nun so angehaket hat, so haben zwey bis drey Leute zu thun, ihn ins Schiff zu bringen. In dem Schwanze hat er seine Kraft, und kann einem damit ein Bein entzwey schlagen. Man gehet daher, sobald er im Schiffe ist, mit Aexten und Messern auf ihn los, um den Schwanz abzuhauen. Er macht oft so gewaltige Sprünge, daß man sich seiner mit Lebensgefahr nähren muß, und speyt wohl für Wuth die Eingeweide mit dem Haaken weg.

Wie schlimm die armen Perlenfischer dran sind, wenn sie einen solchen Gast zum Nachbar im Meere haben, kann man leicht denken. Doch um sich gegen ihn und alle Raubfische zu vertheidigen, so bewaffnet sich jeder Taucher mit einem recht spitzigen und scharfen Messer. Sobald er nun seinen Feind gewahr wird, so stößt er ihn von der Seite, wo ihm das Thier nichts schaden kann, sein Messer in den Leib. Sobald sich der Fisch verwundet fühlt, nimmt er die Flucht, und läßt den Schwarzen in Ruhe. Der Corporal unter den Mohren, der über die andern Sklaven die Aufsicht hat, beobachtet von oben aus der Barke diese Thiere, und giebt dem Taucher vermittelst des Seils, das er um den Leib hat, ein Zeichen, sobald er ein solches Thier in der Nähe wahrnimmt. Sobald dieses die Taucher fühlen, so wissen sie, daß sie sich in acht zu nehmen haben, und öfters springt der Aufseher

selbst

selbst mit einem solchen Messer ins Wasser, um dem Taucher in der Gefahr zu Hülfe zu kommen. Aller dieser Vorsichtigkeiten ungeachtet geschiehet es doch oft genug, daß die Perlenfischer ihren Tod und ihr Begräbniß in dem Magen dieser Fische finden, oder doch wenigstens mit Verlust eines Armes oder Beines wieder zurück kommen. Man hat sich bemühet, Mittel und Maschinen zu erfinden, diese Thiere abzuhalten; allein, es ist bisher noch nichts erfunden worden, daß die Probe gehalten hätte.

Die Perlen, welche man auf diesen Höhen fischt, sind gemeiniglich von sehr schöner Farbe, und einige derselben sind ihrer Größe und Gestalt wegen berühmt gewesen. Man bringt auch einige nach Europa. Doch die meisten werden nach Lima versendet, wo die Perlen ungemein beliebt sind, von wannen sie in alle inländische Provinzen von Peru verführt werden."

Das wäre es denn, was ich jetzt Merkwürdiges von den Perlen und ihrer Fischerey wußte, und euch mittheilen konnte.

W. Ich danke im Namen aller, Hr. Schulmeister. Es hörte sich ja gar vortrefflich zu. Ich möchte doch wissen, wenn man den Weibspersonen die zu ihrem Schmuck Perlen tragen, sagte, daß die armen Perlenfischer so viel Gefahr auszustehen hätten, ob sie nicht auf dem Schmuck Verzicht thäten?

Schulm.

Schulm. Manche wohl. Die meisten aber gewiß nur acht Tage. So was vergißt sich gar bald wieder, und so ein Hals voll Perlen steht doch gar zu schön.

W. Wenn er weiß ist der Hals, aber an den schwarzen sehen sie auch nicht schön.

Schulm. Die Leute denken auch, das muß eine reiche Frau seyn, die den Hals voll Perlen hat. Und das ist doch wohl ein Paar Negern werth, für schön und reich gehalten zu werden.

Vier und zwanzigstes Gespräch.

Vom Böckelfleisch.

(Im December).

Wirth und Bote.

B. (Die Magd trägt eben das Essen auf) Und wenn er mich auch heute nicht zu Tische bittet, Hr. Gevatter, so setz ich mich doch mit bey. Böckelfleisch, Kartoffeln und Sellerie das ist eins meiner Leibgerichte.

W. Er wäre ohnehin gebeten worden, Hr. Gevatter, und wir haben wirklich mit dem Anrichten gewartet, bis ich ihn von weiten über die Wiese kommen sah. Ich weiß noch von Alters her, daß Kartoffeln zu seinen

Lieb-

Lieblingsspeisen gehören ob aber auch das Böckelfleisch nach seinem Geschmacke seyn wird, das wird seine Zunge lehren.

B. Ey bey ihm ißt man ja immer gut, und das Böckelfleisch hat ja ein vortreffliches Ansehen. Es ist ja so schön roth und durchwachsen.

W. Mir wenigstens schmeckt es gut, und der Stier, wovon es ist, ließ sich auch recht gut mästen. Es ist jung und zartes Fleisch. — Wir wollen, wenns gefällig, ist, ein wenig beten, sonst wird es kalt: Segne uns. liebreich Gott, die Gaben, welche du uns bescheeret hast, und laß uns bey dem Genuß derselben im Vertrauen gegen dich gestärket werden. Amen. Gesegnete Mahlzeit, Herr Gevatter!

B. Gleichfalls gesegnete Mahlzeit, Hr. Gevatter.

(Sie setzen sich und essen.)

W. Ich wollte, daß unser Hr. Schulmeister auch da wäre und äße ein Paar Bissen mit; denn er spricht immer: Er hat sein Böckelfleisch nicht aus den Büchern machen lernen, aber es hat einen so vorteflichen Geschmack, daß ichs nirgends so gut gegessen habe.

B. Er hat auch Recht der Herr Schulmeister. Das Böckelfleisch ist vortrefflich, und die Brühe giebt dem Zugemüße einen sehr angenehmen Geschmack. Kurz, es ist ein vortreffliches Gericht!

W. Es ist mir angenehm, daß es ihm schmeckt, Hr. Gevatter, und daß er es lobt, macht mir auch Freude. Denn man hört ja doch, wenn man die Wahrheit sagen will, das, was man gemacht hat, lieber loben als tadeln.

B.

B. Wie böckelt er denn aber sein Fleisch ein, daß es eine so schöne rothe Farbe und einen so vortrefflichen Geschmack erhält?

W. Es gehört da eben keine große Kunst darzu, Hr. Gevatter, und ich denke es machen es alle Leute so.

B. Nein, er muß einen ganz eignen Kunstgriff haben.

W. Vielleicht ist es das eichene Fäßchen. Ich habe mir neulich ein Fäßchen machen lassen, auf welches eine hölzerne Schraube paßt, durch welche ich im Stande bin auf einen aufgelegten Deckel, der aus 2 Theilen besteht, nicht nur das Fleisch im Anfange fest aufzuschrauben, sondern auch, wenn ich ein Stück herausgenommen habe, wieder fest zuzuschrauben, daß es immer gut bleibt.

B. Wie ist denn diese Schraube beschaffen?

W. Ohngefähr, wie eine Käse- oder Quarkschraube,

B. Nun weiß ich es schon.

W. Man kann aber auch ein bloßes eichenes Faß darzu nehmen, das man mit Bretern und Steinen belegt, die das Fleisch zusammen drücken. Freylich paßt dieß nicht so gut, wie der angeschraubte Deckel auf dem Schraubenfaß; allein wenn man die gehörige Aufmerksamkeit beobachtet, so bleibt auch darin das Fleisch gut. Denn wenn ich ein großes Rind schlachte, und nichts davon weggebe, so geht auch nicht alles in ein Schraubenfäßchen, und ich muß daher noch ein anderes Faß zu Hülfe nehmen, allein man bemerkt kaum einen Unterschied im Fleisch.

B. Und nun, wie böckelt er ein?

W. Wenn das Faß rein ausgewaschen ist, so schütte ich etwas Essig hinein und rüttele diesen darin herum, daß es auf dem Boden und an den Seiten naß wird. Hierauf bestreue ich die Seiten und den Boden mit Salz, reibe Salz und Salpeter in das in Stücken zerhauene Fleisch, so viel als solches annehmen will, lege diejenigen Stücken, welche die wenigsten Knochen haben, auf den Boden und packe sie fest über einander, streue über jede Schicht etwas Salz und Salpeter und fahre

auf diese Art fort, eine Schicht fest über die andere zu packen; zur obersten Schicht endlich nehme ich die Stücken, welche die mehresten Knochen haben, bestreue sie recht dick mit Salz lege alsdann die Breter und Steine auf, oder schraube mein Faß fest zusammen. Das ist die ganze Kunst.

B. So hab ichs vorm Jahr auch gemacht, Hr. Gevatter; allein mein Böckelfleisch schmeckt doch nicht so gut als das seinige.

W. Er macht gewiß Complimente.

B. Ganz und gar nicht.

W. Vielleicht liegt es etwa an der Proportion des Salzes und des Salpeters.

B. Das kann seyn. Wie viel nimmt er denn von beyden?

W. Auf einen Centner Fleisch sind fünf Pfund Salz und zwey Loth Salpeter hinlänglich; denn etwas Salpeter giebt dem Fleisch ein schönes rothes Ansehen; allein zu viel macht es hart.

B. Der Pachter in B. hat mir vorigen Herbst versichert, daß man den Salpeter auch ganz weglassen könnte, wenn man das Salz in einer Pfanne röste, doch so, daß es nicht braun werde. Er sagte, von diesem gerösteten Salze nehme ich dann so viel unter das Salz, als ich sonst Salpeter nahm, (also wie er meynt, Herr Gevatter, ohngefähr zu 5 Pfund ungeröstetem Salz, 2 Loth geröstetes) und das Fleisch sieht eben schön aus.

W. Ich habe das noch nicht probirt; allein es käme auf eine Probe im Kleinen an. — An meinen Fässern habe ich noch unten einen Zapfen, aus welchem ich die Lake, oder den Bökel auch von Zeit zu Zeit ablassen kann. Ich schütte sie aber wieder über das Fleisch, und habe den Vortheil, daß es alsdann immer gleichmäßig mit derselben durchdrungen ist. Sollte der Fall eintreten, daß das Fleisch nicht so viel Lake giebt, daß die oberste Schicht damit bedeckt werden könnte, so kann ich auch eine gute Lake machen.

B.

B. Wie denn dieß?

W. Ich siede ein Stück Fleisch bey einem hellen Feuer, schäume es fleißig ab, werfe so viel Salz hinein, als nöthig ist, und lasse es so lange sieden, bis die Brühe so hell wie Oehl wird. Um die Probe zu machen, daß die Lake nicht zu viel und nicht zu wenig gesalzen sey, so nehme ich ein frisches Hühnerey, und werfe es hinein, schwimmt es, so ist sie gut. Diesen Böckel seihe ich alsdann durch, laße ihn kalt werden, und gieße ihn über das Fleisch. Man kann auch das Fleisch auf diese Art ganz einpöckeln, doch weiß ich nicht, ob es so gut ist, als mit bloßem Salze und Salpeter.

B. Solche Proben muß man alle im Kleinen machen. Ich habe einmal von einem Wirth in einem großen Gasthofe zu G. gehört, daß er kleine Fäßchen nehme, das Fleisch, das er einpöckeln wollte, mit Salz einreibe, ohne eine Zwischenlage von Salz fest zusammenpacke, alsdann eine ähnliche Lacke, wie die, welche er mir da hergesagt hat, drüber gieße, die Fäßer zu spünden lasse, solche in seinen guten Keller setze, und täglich umkehren lasse. So erhielt er sein Böckelfleisch das ganze Jahr gut, und verbrauche alsdann ein Fäßchen nach dem andern.

W. Es läßt sich hören. Noch einen Hauptumstand habe ich aber vergessen, der gar wohl in Acht genommen werden muß, wenn das Böckelfleisch gut werden soll: Man muß nämlich das Fleisch einpöckeln, wenn es kaum geschlachtet ist, wenn die Säfte noch frisch, und so eben kalt geworden sind; denn alsdann sind die Säfte noch flüssiger und geben mehr Lacke, als ein Paar Tage nachher. Auch ist noch wohl zu merken, daß man die Lacke, wenn sie etwa zu blutig oder sonst unrein geworden ist, abzapfen muß. Ich koche sie dann, lasse sie abkühlen und gieße sie durch ein Haartuch wieder über das Fleisch.

B. An einigen Orten nennen sie es einböckeln, was wir einsalzen nennen; wenn man nämlich das Fleisch

nach dem Schlachten mit Salz bestreut und in eine Wanne legt, um es hernach zu räuchern.

W. Hier kömmt es vorzüglich auf die Zeit an, wie lange es in dem Salzwasser liegen bleiben muß. Das Schweinfleisch lasse ich vier Wochen liegen, und alsdann hänge ich es in den Rauch, das Rindfleisch 3 bis 4 Wochen, das Schöpsenfleisch 14 Tage und das Gänsefleisch 9 bis 10 Tage.

B. Auf dem Thüringerwalde böckelt man da, wo es noch viel Wild giebt, welches aber jährlich mehr abnimmt, so daß man zuletzt wohl noch die Hirsche zur Schau herum führen wird, wie die Bären, damit die Leute nur von Zeit zu Zeit einen zu sehen bekommen am Thüringerwald sage ich, böckelt man auch das Wildpret wie das Rindfleisch ein. Ich kann ihm nicht sagen, was das für ein herrliches Essen ist, versteht sich wenn das Wildpret jung, u. besonders mit Feist hübsch durchwachsen ist.

W. Ach das läßt sich leicht denken; denn solch Fleisch ist all kräftiger, weil das Wild die Nahrungssäfte mehr ausarbeitet als die Hausthiere, auch seiner Natur angemesseneres und besseres Futter aufsucht. Es muß daher auch viel gesünder seyn.

B. Das hat seine Richtigkeit. — Hat er denn auch von der Erfindung des Engländers, ich glaube er hieß Hales, gehört, um das eingesalzene Fleisch auf den Schiffen, so lange als möglich frisch zu erhalten?

W. Nein, davon weiß ich nichts.

B. Vermittelst einer besondern Röhre wird die Böckellacke in die Blut und Pulsadern des geschlachteten Thieres eingespritzt, und so wird das ganze Thier auf einmal und zwar durch und durch, eingesalzen.

W. Da möcht ich doch einmal zusehen.

B. Ob man es viel nachmacht, das ist eine andere Frage.

Inhalt.

Erstes Bändchen. Erstes Quartal.

Gespräch. S.

Erstes, Ueber einige Witterungsregeln des Landmanns. 9

Zweytes, Fortsetzung von den Witterungsregeln des Landmanns. 16

Drittes, Vom Spul- oder Darmwurm, vom Kinderwurm, Spring- After- Mast- oder Madenwurm. 21

Viertes, Von den Krankheiten der Pferde. 30

Fünftes, Fortsetzung des vorhergehenden. 38

Sechstes, Wie wachsen die Obstbäume geschwinder, besonders in Grasgärten, und wie sichert man sie am besten gegen starken Frost und große Hitze. 45

Siebentes, Ueber die Schleyereule als ein Gespenst. 54

Achtes, Vom Hanfbau. 64

Gespräch S.

Neuntes, Ein naturhistorisches Räthsel. 71

Zehntes, Von einheimischen unschädlichen Schlangenarten, oder von der Ringelnatter und Blindschleiche. 77

Eilftes, Fortsetzung von der Ringelnatter und Blindschleiche. 82

Zwölftes, Vom Baumweißling oder der schädlichen Obstbaumraupe. 89

Inhalt.

Erstes Bändchen. Zweytes Quartal.

Gespräch		S.
Dreyzehntes,	Ueber das männliche und weibliche Geschlecht bey den Pflanzen.	67
Vierzehntes,	Fortsetzung des vorhergehenden.	105
Funfzehntes,	Vom gemeinen Floh.	115
Sechzehntes,	Ueber die Pocken oder Blattern der Schafe.	127
Siebenzehntes,	Von den hauptsächlichsten Krankheiten der Schafe und ihrer Heilung: Vom Schmiervieh, der Raude oder Krätze der Schafe.	

Gespräch S.
Achtzehntes, Fortsetzung von den Krankheiten der Schafe: Vom Drehen der Schafe. 144

Neunzehntes, Fortsetzung von den Krankheiten der Schafe: Von der Maulsucht, der Seuche, dem Feuer und der Erhitzung. 153

Zwanzigstes, Fortsetzung von den Kronkheiten der Schafe: Vom Blutpferchen und Blutharnen, der Wanstkolik, Ruhr, dem Durchfall, der Wassersucht, Gelbsucht, den Schafegeln und Schafläusen. 158

Ein und zwanzigstes, Von der gelben Möhre oder Rübe und ihrem Anbau. 132

Zwey und zwanzigstes, Von den Perlen und der Perlenfischerey. 143

Drey und zwanzigst., Fortsetzung des vorhergehenden. 183

Vier und zwanzigstes, Vom Böckelfleisch. 191

BIBLIOTHECA TILIANA

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bechstein, Johann Matthäus,

Auserlesene Gespräche des Botens aus Thüringen über Gegenstände aus der Natur und Oekonomie zur Vertilgung des so mancherley Naturaberglaubens und Verbreitung besserer Einsichten in die natürlichen Dinge Ein Unterhaltungsbüchelchen für den Bürger und Landmann auch für Bürger- und
Bd.: 3

Nürnberg 1804

Res/Oecon. 2176 s-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10923108-5
VD18 10702555-002